rm.

P. o. germ. 45. 12 Apel

<36606084120019

<36606084120019

Bayer. Staatsbibliothek

Gespensterbuch.

Herausgegeben

von

A. Apel und F. Laun.

Zweites Bändchen.

Leipzig, bei G. J. Göschen. 1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Die Todtenbraut; von L. = Seite 1

Die Bräutigamsvorschau. Volkssage; von A. = = = — 73

Der Todtenkopf; von L. = — 143

Die schwarze Kammer. Anekdote; von A. — 181

Das Todesvorzeichen; von L. = — 207

Der Brautschmuck. Deutsches Volksmärchen; von A. = = — 255

Kleine Sagen und Märchen; von A. — 301

Die Todtenbraut.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Es war ein köstlicher Sommer, auch hatte seit Menschengedenken der Brunnenort keinen so zahlreichen Besuch erlebt. Aber obschon die Gesellschaftssäle sich zuweilen mit Gästen überfüllten, so wollte doch die Unterhaltung nicht immer herbeikommen. Der Adel hielt zusammen, das Militär ebenfalls, und der Bürger machte gehässige Glossen über beide. Bei so vielen Zusammenhalten mußte nothwendig dem Ganzen aller Zusammenhalt abgehen. Selbst die öffentlichen Bälle stifteten keinen innigern Verein unter den Gebildeten und konnten keinen stiften, weil auch auf ihnen der Besitzer des Bades mit Ordensband und Stern erschien und hierdurch sowohl als durch die steife Haltung seiner Familie und des vergoldeten Lakaienschwarms hinterher, die Mehrheit der Anwesenden stillschweigend in die Schranken der verschiedenen Stände zurückverwies.

Daher verloren denn auch die Versammlungen immer mehr von ihrem Umfange und angenehme Privatzirkel suchten die Geselligkeit unter sich zu erhalten, die in der öffentlichen Gesellschaft mit jedem Tage abnahm.

Eine von diesen Privatverbindungen fand sich wöchentlich ein Paar Abende in einem der Säle ein, welcher um diese Zeit leer zu stehen pflegte. Hier soupirte man und erfreute sich nachher entweder im Hause oder auf den Promenaden einer anständigen und ungezwungenen Mittheilung. Die Mitglieder dieses Vereins hatten einander schon zuvor, wenigstens dem Namen nach, gekannt. Nur der Marchese, der sich der Gesellschaft anschloß, war sowohl ihr als allen Badegästen überhaupt ein unbekannter Mensch. Der Titel Marchese schien an ihm um so seltsamer, da er, der Badeliste nach, einen durchaus nordischen mit Konsonanten dermaßen überhäuften Namen führte, daß kein Mensch ihn auszusprechen wagte. Ueberhaupt lag viel Wunderliches in seinem Wesen und Thun, auch hatte seine lange, blasse Gestalt, und sein dunkles, gebieterisches Auge so wenig

Einnehmendes, daß er unfehlbar von jedermann vermieden worden wäre, wenn ihm nicht eine Menge Geschichten zu Gebote gestanden hätten, welche dem Zirkel in langweiligen Momenten zu Hülfe kamen. Nur behauptete man allgemein, daß seine Erzählungen den Glauben der Zuhörer gewöhnlich allzusehr in Anspruch nähmen.

Die Gesellschaft war eben wieder beisammen und stand dießmal in einer lästigen Stimmung von der Tafel auf. Der Ball der vorigen Nacht lag ihr noch in den Gliedern, daher der schöne Mondschein vergebens zum Spazierengehn aufforderte. Sogar zum Gespräche war man zu schwerfällig, kein Wunder, wenn der abwesende Marchese heute mehr als sonst vermißt wurde.

„Wo er nur bleiben muß!“ rief die Gräfin ungeduldig.

„Zuverläßig wieder beim Faro, um die Banquiers in Verzweiflung zu setzen,“ antwortete Florentine. „Blos seinetwegen sind heute Morgen zwei dieser Herren plötzlich abgereiset.“

„Ein leichter Verlust!“ erwiederte man.

„Für uns," fügte Florentine hinzu, „aber nicht für den Besitzer des Bades, der das Spiel hauptsächlich darum verboten hat, damit es desto ärger getrieben werde."

„Der Marchese sollte sich solcher Dinge enthalten!" sagte der Chevalier geheimnißvoll. „Die Spieler sind rachsüchtig und haben gemeiniglich gute Konnexionen. Wenn es wahr ist, was man sich zuflüstert, daß der Marchese in politische Händel gefährlich verwickelt seyn soll — —"

„Aber," fragte die Gräfin, „was thut denn der Marchese den Bankhaltern?"

„Nichts weiter, als daß er auf Karten setzt, die fast allezeit gewinnen. Und wunderbar genug; wird das von ihm selbst wenig oder gar nicht benutzt, weil er stets bei dem niedrigsten Satze stehen bleibt. Desto besser jedoch befinden sich die andern Pointeurs dabei und belegen seine Karten immer dermaßen, daß die Bank gesprengt ist, ehe man eine Hand umkehrt."

Die Gräfin wollte weiter fragen, als das

Hereintreten des Marchese dem Gespräch eine andere Richtung gab.

„Endlich!“ riefen einige zugleich.

„Wir haben uns heute,“ sagte die Gräfin, „vorzüglich nach Ihrer Unterhaltung gesehnt, und heute grade lassen Sie so lange auf sich warten.“

„Ich hatte eben eine Hauptexpedition vor, die mir auch trefflich gelungen ist. Morgen wird hoffentlich keine einzige Bank mehr im ganzen Bade existiren. Ich bin von Spielzimmer zu Spielzimmer gegangen, und es fehlt an Postpferden, um die ungehaltenen Banquiers fortzubringen.“

„Können Sie uns Ihre wunderbare Kunst zu gewinnen nicht mittheilen?“ fragte die Gräfin.

„Schwerlich, meine Gnädige. Eine glückliche Hand gehört dazu, sonst nichts.“

„Aber,“ versetzte der Chevalier lächelnd, „so glücklich, wie die Ihrige, ist mir doch in meinem Leben keine Hand vorgekommen.“

„Bei Ihrer Jugend, lieber Chevalier, mag Ihnen wohl noch manches künftig erst vor-

kommen.“ Hierbei fixirte der Marchese den jungen Mann so scharf, daß dieser sagte:

„Wollen Sie mir etwa gar die Nativität stellen?“

„Nur heute nicht, Chevalier,“ fiel ihm die Gräfin in's Wort. „Wer weiß, ob Ihr künftiges Leben sich zu einer unterhaltenden Geschichte qualifizirt, wie der Marchese uns schon seit ein Paar Tagen eine versprochen hat.“

„Unterhaltend habe ich wohl nicht gesagt?“

„Wenigstens eine mit ungewöhnlichen Ereignissen, und solche gehören dazu, um uns der Lethargie zu entziehen, worein wir heute versunken sind.“

„Ich will mich nicht weigern,“ sprach der Marchese. „Doch möchte ich zuvor wissen, ob schon jemandem unter Ihnen die wunderliche Sage von der Todtenbraut bekannt ist?“

Kein Mensch erinnerte sich davon gehört zu haben.

Ein ungeduldiges Husten der Gräfin und mehrerer machte, daß der Marchese, der noch etwas vorausschicken zu wollen geschienen hatte, ohne weitere Einleitung also anfing:

Schon längst hatte ich den Grafen Sloboda auf seinen Gütern besuchen wollen. Wir waren fast in allen Gegenden Europa's zusammengetroffen, hier von dem glücklichen Leichtsinne der Jugend, dort von der heitern Ruhe der spätern Jahre begleitet. Wir waren alt geworden und sehnten uns beide die gemeinschaftlich durchlebte Vergangenheit durch den Zauberspruch der Erinnerung aus dem Grabe hervorzulocken. Zugleich lag mir daran, den Wohnsitz meines Freundes in Augenschein zu nehmen, der in einer, seiner Beschreibung nach, überaus romantisch gelegenen Burg bestand, die seine Vorfahren vor vielen Jahrhunderten erbaut und ihre Nachkommen mit so treuer Sorgfalt unterhalten hatten, daß sie noch ihr ganzes, trotziges Ansehen behauptete, ja sogar durchaus bewohnbar geblieben war. Der Graf pflegte den größten Theil des Jahres mit den Seinigen hier zu verleben, und nur den Winter in der Residenz zuzubringen. Das wußte ich; daher bedurfte es keiner Vorbereitung, und ich überraschte ihn einmal Abends mit Sack und Pack grade in der jetzigen Jahreszeit. Ich staunte

über die bunte, glückliche Natur, die dem braunen Felsenneste zu Füßen lag.

Die freundschaftliche Aufnahme, welche ich fand, konnte mir den stillen Harm nicht verschleiern, der auf den Gesichtern des Grafen und seiner Gemahlin und Tochter, der schönen Libussa, lagerte. Ich vernahm auch gar bald, daß man noch immer die Zwillingsschwester der letztern nicht vergessen konnte, deren irdische Ueberreste nun bereits ein Jahr lang in der Kirche beigesetzt waren. Libussa und Hildegarde waren einander so ähnlich und durch nichts zu unterscheiden gewesen, als durch ein kleines Mahl in Form einer Erdbeere an dem Nacken der Verstorbenen, deren Zimmer mit allem Zubehör noch im vorigen Zustande gelassen und von der Familie zuweilen besucht wurde, wenn die Sehnsucht nach der seligen Hildegarde sich einen Festtag bereiten wollte. Libussa und sie hatten nur Ein Herz und Einen Sinn gehabt. Die Aeltern konnten sich daher nicht überzeugen, daß hier eine Trennung auf lange Zeit möglich sei, und fürchteten sehr,

ihre geliebte Libussa werde ihnen auch noch entzogen werden.

Ich that, was ich konnte, die achtungswürdigen Menschen durch ergötzliche Scenen des vergangenen Lebens zu zerstreuen, und ihre Gedanken auf fröhlichere Gegenstände zu leiten. Auch hatte ich die Freude, daß mein Bestreben nicht ohne allen Erfolg blieb. Bald genossen wir die mit der ganzen Pracht des Sommers geschmückte Gegend, bald sannen wir in den verschiedenen Gemächern der wirklich wunderbar erhaltenen Burg über das kräftige Thun und Treiben der verschwundenen Geschlechter nach, aus denen der Bildersaal noch eine Reihe von ehrwürdigen Schatten aufbewahrte.

Eines Abends, nachdem der Graf mit mir manches über die Zukunft vertraut gesprochen, und unter andern den Wunsch Libussen, die, wiewohl erst im sechzehnten Jahre, schon eine Menge Bewerber abgewiesen, glücklich verheirathet zu sehen, mir zu erkennen gegeben hatte, trat der Gärtner außer Athem in's Zimmer, mit der Nachricht, daß sich ein Gespenst unten sehen lasse, welches unfehlbar der alte Burg-

kaplan seyn müsse, der ein Jahrhundert früher erschienen wäre. Mehrere vom Gesinde folgten dem Gärtner auf dem Fuße und die bleichen Gesichter aller bestätigten die Schreckenspost.

„Ihr werdet euch wohl noch vor dem eigenen Schatten fürchten!“ erwiederte der Graf und schickte sie mit dem Bedeuten fort, daß sie ihn wenigstens mit dergleichen Mährchen verschonen möchten. „Es ist erschrecklich,“ sagte er nachmals zu mir, „wie weit der Aberglaube dieser Menschen geht und daß ihn niemand bei der Wurzel herausziehen kann. Da schleppt man sich schon seit Jahrhunderten mit der Sage, daß von Zeit zu Zeit ein vormaliger Burgkaplan um das Schloß herumgehe, auch wohl in der Kirche Messe lese und dergleichen mehr. Diese Fabel hat nun, seitdem ich Burgbesitzer bin, ziemlich geruht, aber sterben kann so was nicht, wie ich merke.“

In diesem Augenblicke ward fremder Besuch in der Person des Duca di Marino angekündigt.

„Duca di Marino!“ der Graf entsann sich

nicht, jemals einen dieses Namens gekannt zu haben.

„Ich bin ziemlich vertraut mit der Familie gewesen," antwortete ich, „und habe erst vor Kurzem der Verlobung eines jungen Marino zu Venedig beigewohnt."

Das Hereintreten des nämlichen würde mir jetzt eine noch angenehmere Erscheinung gewesen seyn, wenn ihn nicht meine Anwesenheit so sichtbar erschüttert hätte.

„Nun," sagte er nach den gewöhnlichen Eintrittshöflichkeiten wieder ziemlich gewandt, „nun da ich Sie finde, liebet Marchese, erkläre ich mir leicht den Umstand, daß man mich hier in der Gegend zu nennen wußte. Wenn ich schon die dumpfe Stimme nicht kenne, die meinen Namen unten am Schloßberge dreimal sehr vernehmlich aussprach und ein lautes Willkommen hinzufügte, so merke ich doch jetzt, daß sie von Ihnen hergerührt haben müsse, und schäme mich des Schauers, der mich dabei anwandelte."

Ich versicherte ihn, daß ich kein Wort von seiner Ankunft vor dem Anmelden gewußt, auch

von meinen Leuten ihn gewiß keiner gekannt habe, weil der Kammerdiener, der mich nach Italien begleitet, nicht mit hierher gekommen sei. Uebrigens, fügte ich hinzu, würde es bei der heutigen Dunkelheit wohl überhaupt schwierig genug seyn, selbst die bekannteste Equipage zu erkennen.

„So weiß ich wahrlich nicht!" rief der Duca mit Befremden, und der durchaus ungläubige Graf sagte galant, daß die Stimme mit dem: Willkommen! wenigstens die Gesinnungen des Hauses ausgesprochen hätte.

Noch ehe ein Wort von dem Zwecke dieses Besuches verlautet war, bat mich Marino um ein Gespräch unter vier Augen und vertraute mir dabei, daß er wegen der Komtesse Libussa gekommen sei. Er wolle, wenn er ihren Beifall nicht verfehle, ohne Weiteres den Grafen um ihre Hand angehen.

„So ist also die Gräfin Apollonia, ihre Verlobte, ein Raub des Todes geworden?" fragte ich.

„Darüber ein ander Mal," sprach er.

Aus dem tiefen Seufzer, der seine Worte

begleitete, zog ich den Schluß, daß sich die Braut unfehlbar der Untreue, oder einer andern schweren Vergehung gegen den jungen Mann schuldig gemacht haben möchte, und glaubte anstehen zu müssen, seinem empfindlich verletzten Herzen durch weitere Erwähnung wehe zu thun.

Da er mich inzwischen zum Vermittler bei dem Grafen für seine Wünsche verlangte, so führte ich ihm das Bedenkliche einer Verbindung zu Gemüthe, die blos geschlossen werde, um damit das bittre Andenken an eine frühere und unfehlbar geliebtere auszulöschen. Aber er äußerte, daß er weit entfernt sei, auf solchen Mißbrauch der schönen Libussa zu denken, und daß er sich ganz glücklich fühlen würde, wenn er sie seinem Vorhaben nicht zuwider fände.

Der Enthusiasmus, mit dem er von ihr redete, stillte auch wirklich meine anfängliche Besorgniß und ich versprach ihm, den Grafen Globoda auf seinen Wunsch vorzubereiten, auch ihm über des Duca Familie und Güter die nöthige Auskunft zu geben. Doch erklärte ich zugleich, daß ich übrigens die Sache durch

meinen Rath nicht beschleunigen würde, weil ich den ungewissen Ausgang fremder Ehen niemals auf meine Schultern zu nehmen pflegte.

Der Duca war damit zufrieden. Dabei nahm er mir, die, meines damaligen Erachtens, ganz unschuldige Zusage ab, seine frühere Verlobung unerwähnt zu lassen, weil er im Gegenfalle zu sehr verdrüßlichen Auseinandersetzungen genöthigt seyn würde. —

Die Absichten des Duca gelangen über Erwarten schnell. Das funkelnde Auge des wohlgewachsenen braunen Mannes bahnte seiner Liebe den Weg zu Libussens Herzen. Sein angenehmes Geschwätz versprach der Gräfin Mutter einen unterhaltenden Schwiegersohn und die ökonomischen Kenntnisse, die er gelegentlich zeigte, ihrem Gemahl eine zweckmäßige Unterstützung in seinen gewöhnlichen Geschäften. Denn daß der Duca sein Vaterland ganz verlassen werde, das war in den ersten Tagen schon ausgemacht.

Marino betrieb seine sichtlichen Vortheile über die Familie sehr eifrig, und seine Verlobung mit Libussen überraschte mich eines Abends,

als

als ich sie noch gar nicht so nahe glaubte. Ueber Tafel kam gelegentlich die Rede auf diejenige Verlobung, deren ich unmittelbar vor dem ersten Eintreten des Duca in die Zimmer des Schlosses erwähnt hatte. Die alte Gräfin fragte, ob der Held jener Verlobung mit dem heute Verlobten nahe verwandt gewesen sei?

„Ziemlich," antwortete ich der Verschwiegenheit eingedenk, die ich dem jungen Manne, der jetzt einen sehr verlegenen Blick auf mich warf, am ersten Abende zugesagt hatte. „Nun aber, lieber Duca," fuhr ich fort, „nennen Sie mir auch die Person, welche Ihre Aufmerksamkeit auf die liebenswürdige Komtesse Libussa hingeleitet, und ob ein Portrait, oder was sonst, Sie veranlaßt hat, eine Ihrem Geschmacke so durchaus zusagende Schönheit in diesem entfernten Schlosse zu vermuthen und aufzusuchen? Denn wenn ich nicht ganz irre, so äußerten Sie gestern, daß Sie noch ein halbes Jahr unstät in der Welt hätten herumschwärmen wollen, als auf einmal — ich glaube in Paris — sich Ihr Plan geändert und Sie Ihre Reise, bestimmt und einzig und allein der

reitzenden Komtesse Globoda wegen, hierhergerichtet hätten.“

„In Paris, ja!“ antwortete der Duca. „Sie haben ganz recht gehört. Ich ging mir die köstliche Gemäldegallerie des Museums zu beschauen. Aber kaum hinein, gleiten meine Blicke von der leblosen Schönheit ab, und vereinigen sich auf einer Dame, deren ungewöhnliche Reitze durch einen Zug von Schwermuth gleichsam verklärt wurden. Nur mit Zagen erkühne ich mich ihr zu nahen, und mich immer dicht hinter ihr zu halten, ohne jedoch den Muth zur Anrede zu haben. Ich folgte auch nachher, als sie die Gallerie verließ, und nahm ihren Diener auf die Seite, um mich nach dem Namen zu erkundigen. Er nannte ihn, fügte jedoch auf meinen Wunsch, mit dem Vater der Schönen Bekanntschaft zu machen, zugleich hinzu, daß dies schwerlich in Paris würde geschehen können, weil man in Begriff stehe, diese Stadt und überhaupt Frankreich zu verlassen.“

„Ein Augenblick wird sich doch wohl finden!“ sage ich hierauf, und sehe mich nach

der Dame um. Sie war jedoch, vermuthlich in der Meinung, daß der Bediente ihr auf dem Fuße folge, immer weiter gegangen und mir gänzlich aus dem Auge gekommen. Indem ich nun ihre Spur überall zu verfolgen suchte, hatte sich auch der Bediente von mir verloren.“

„Und wer war die Dame?“ fragte Libussa verwundert.

„Wer? So sollten Sie in der That mich damals in der Bildergallerie gar nicht bemerkt haben?“

„Ich? — Meine Tochter?“ riefen die Komtesse und ihre Eltern zugleich.

„Ja wohl, Sie! Der Bediente, den Sie zu meinem Glücke in Paris zurückgelassen hatten, und den ich Abends wie meinen Engel unverhofft wieder fand, hat mir das Uebrige mitgetheilt, so daß ich nach einer kurzen Reise in meine Heimath den Weg hierher sicher antreten konnte.“

„Was wir da hören!“ sagte der Graf Sloboda zu seiner vor Erstaunen verstummten Tochter. „Libussa,“ fügte er, zu mir gekehrt,

erklärend hinzu, „Libussa ist noch nicht aus ihrem Vaterlande gekommen, und auch ich habe Paris seit siebzehn Jahren und länger nicht gesehen.“

Der Duca blickte Vater und Tochter so befremdet an, wie sie ihn, und die Unterhaltung würde ganz eingeschlafen seyn, wenn ich nicht einen neuen Gesprächsfaden angefangen und fast allein ausgesponnen hätte.

Nach Tische nahm der Graf den Duca an ein Fenster, und ob ich schon ziemlich ferne davon stand, und meine ganze Aufmerksamkeit an einen neuen Kronleuchter zu verschwenden schien, so vernahm ich doch das ganze Gespräch.

„Was,“ fragte Sloboda sehr ernst und mißbilligend, „was kann Sie zu der wunderlichen Erfindung der Galleriescene in Paris bewogen haben, die, meines Erachtens, zu gar nichts in der Welt zu führen vermochte? Wenn Sie den Anlaß zu Ihrer hiesigen Bewerbung verschweigen wollten, so durften Sie das nur grade heraus sagen. Und hatten Sie auch gegen das letztere irgend ein Bedenken, so gab

es ja tausend Umgehungen der Antwort, und Sie brauchten gar nicht die Wahrscheinlichkeit so zwecklos zu mißhandeln.“

„Herr Graf,“ erwiederte der Duca beleidigt, „ich schwieg vorhin über Tische, weil ich glauben mußte, Sie hätten Ursache, die Reise Ihrer Tochter nach Paris geheim zu halten. Aus bloßer Diskretion schwieg ich. Aber die jetzige Seltsamkeit nöthigt mich, bei meinem Worte fest stehen zu bleiben, und es, daferne Sie die Sache nicht fallen lassen wollen, vor jedermann zu behaupten, daß Frankreichs Hauptstadt der Ort gewesen ist, wo ich die Komtesse Libussa zum ersten Male gesehen habe.“

„Wenn ich Ihnen nun aber nicht nur alle meine Leute, sondern auch alle meine Unterthanen zu Zeugen bringe, daß Libussa noch niemals die vaterländischen Gegenden verlassen hat?“

„So werde ich immer an meinen Augen und Ohren Zeugen behalten, welche mir nicht weniger gelten.“

„Es ist sehr räthselhaft, was Sie sagen!“

fuhr der Graf gemäßigter fort. „Ihr Ernst dabei überzeugt mich indessen, daß Sie selbst im Irrthume befangen gewesen sind, und unfehlbar eine andere Person für meine Tochter angesehen haben. Verzeihen Sie daher meine vorige Aufwallung.“

„Eine andere Person! — So habe ich nicht allein eine andere Person für Ihre Tochter angesehen, sondern auch der Bediente, dessen ich bereits gedachte, und der mir alles in diesem Schlosse grade so beschrieb, wie ich es finde, ist ein anderer gewesen.“

„Liebster Marino, dieser Bediente muß nothwendig ein hier bekannter Betrüger seyn und Ihnen, Gott weiß warum, eine, Libussen ähnliche Dame, für meine Tochter aufgeschwatzt haben.“

„Ich scheue mich, Herr Graf, Ihnen gradezu zu widersprechen. Aber wahrlich, es sind Libussens Züge selbst gewesen, die meine Phantasie seit der Scene in Paris mit der ängstlichsten Treue aufbewahrte!“

Globoda schüttelte bedeutend den Kopf, und Marino fuhr fort: „Noch mehr! Doch ver-

geben Sie mir, daß ich mich jetzt in der Nothwendigkeit glaube, einer Sache zu gedenken, die sonst nicht über meine Lippen gekommen seyn würde. Als ich in der Gallerie hinter der Dame stand, hatte sich das Tuch um ihren Nacken ein wenig verschoben, und ich ward recht deutlich ein Maal in der Gestalt einer kleinen Erdbeere an dem sonst wunderschönen Nacken gewahr."

„Was ist das wieder?" rief der Graf erblassend. „Sie scheinen mich zu dem Glauben an sehr seltsame Dinge gewöhnen zu wollen."

„Nur die einzige Antwort jetzt: Befindet sich dieses Zeichen an Libussens Nacken?"

„Nein!" sagte Globoda, den Neuverlobten anstarrend.

„Nicht?" rief dieser heftig erschrocken.

„Nein! aber Libussens, ihr ganz ähnliche, Zwillingsschwester hat diese Erdbeere vor länger als einem Jahre mit in die Gruft genommen."

„Und doch sind es nur wenig Monate, daß ich diese Gestalt in Paris gesehen habe!"

sagte der Duca, und die Gräfin und Libussa, die ängstlich in der Ferne stehend gar nicht wußten, was sie von der augenscheinlichen Bedeutung des Gespräches denken sollten, traten näher.

Globoda verscheuchte sie jedoch sogleich wieder mit einer herrischen Miene, zog dann den Duca noch weiter in den Winkel des Fensters, und setzte das Gespräch so heimlich fort, daß auch ich kein Wort mehr vernehmen konnte.

Niemand wußte, was es zu bedeuten habe, als noch in dieser Nacht der Graf Befehl gab, den Sarg der verstorbenen Hildegarde in seiner Gegenwart zu eröffnen. Bevor es geschah, theilte er mir in der Kürze das schon Erzählte mit, und stellte es in meinen und des Duca Willen dabei zu seyn. Der letztre dispensirte sich indessen hiervon unter der Aeußerung, daß ihm schon der Gedanke daran großen Schauer verursache, weil er seine Scheu vor todten Leichnamen am wenigsten in der Nacht zu bezwingen vermöge.

Der Graf bat ihn hierauf um Stillschweigen in Rücksicht der Galleriescene gegen jeder-

mann, und daß er besonders das zarte Gemüth seiner Braut mit den nähern Umständen verschonen möchte, wie sehr sie auch wegen Entdeckung des auffallenden Gespräches, welches sie zusammen gehabt, vielleicht in ihn dränge.

Der Kirchner kam inzwischen mit der Laterne, und wir, der Graf und ich, folgten ihm. Unterwegs sagte Sloboda leise zu mir: „Kaum ist es möglich, daß ein Betrug bei dem Tode meines geliebten Kindes stattgefunden haben sollte. Die Umstände sind mir allzugenau bekannt. Auch können Sie leicht ermessen, Marchese, daß unsre älterliche Liebe die Verblichene gewiß nicht dem Entsetzen eines allzufrühen Begräbnisses exponirt haben würde. Aber gesetzt, es wäre geschehen, und die Habsucht hätte den Sarg geöffnet und zu ihrem Schrecken eine Wiederauflebende gefunden, so läßt sich doch gar nicht denken, daß die geliebte Tochter, statt in den Schooß ihres Hauses zurückzukehren, in ein fernes Land geflüchtet seyn sollte. Selbst dann läßt es sich nicht denken, wenn man annimmt, daß sie gezwungen worden sei, sich aus der Gegend zu ent-

fernen, weil immer tausend Wege zur Rückkehr geblieben wären. Indessen," fügte der Graf hinzu, „meine Augen sollen mich überzeugen, daß der Sarg ihre heiligen Reste wirklich verschließt. — Ueberzeugen!" rief er bald darauf klagend und so laut, daß der Kirchner sich umsah.

Hierdurch aufmerksam geworden sprach der Graf ganz leise: „Wie konnte ich in dem Wahne stehen, daß noch eine Spur von den Zügen meines Kindes aufzufinden seyn, daß die gierige Verwesung die holde Gestalt unversehrt lassen würde! Kehren wir um, Marchese. Denn wer sagt mir, wenn ich sie auch wirklich erblicke, daß es kein fremdes Gerippe ist, nur hingelegt, um ihren Platz unwürdig auszufüllen?"

Wirklich wollte er schon das Aufschließen der Kirche verhindern, vor der wir just anlangten. Doch äußerte ich, daß ich in seiner Lage mich zwar schwerlich zu dem Gange entschlossen hätte, man indessen, da der Schritt einmal angefangen sei, ihn ja wohl auch vollenden und sehen könne, ob dem Leichname

vielleicht etwas von dem Schmucke fehle, den man ihn in den Sarg gegeben. Ich fügte hinzu, daß mancher Erfahrung nach, die Verwesung ihre Rechte nicht in allen Särgen sogleich geltend mache.

Diese Vorstellung wirkte. Er drückte mir die Hand, und wir folgten dem Kirchner, der übrigens, aus seinem Erbleichen und Zittern zu schließen, zu nächtlichen Abentheuern dieser Art wenig aufgelegt seyn mochte.

Ich weiß nicht, ob jemand aus der Gesellschaft irgend einmal gegen Mitternacht in einer Kirche vor der eisernen Thür des unterirdischen Grabgewölbes gestanden hat, um die Reihen von zinnernen Behältnissen der Ueberreste eines angesehenen Hauses in Augenschein zu nehmen. Aber gewiß ist es, daß in solchen Momenten das Rasseln der Schlösser einen eigenen bedeutenden Eindruck macht, daß man das Aufknarren der Thüre wie einen Frevel fürchtet, und wenn nun der schwarze Eingang offen dasteht, der Fuß den Schritt hinein gern um einige Augenblicke verzögert.

Mehr als mancher wurde der Graf von

dieser Bangigkeit betroffen, das sagte ein Seufzer aus der Tiefe seiner Brust. Indessen that er sich Gewalt an, warf aber, so viel ich bemerkte, keinen Blick auf die blanken Särge der übrigen Todten, sondern hielt sich allein an den Sarg seines Kindes, welchen er auch selber eröffnete.

„Sagte ich es nicht?“ rief ich, als die Leiche wirklich noch so sehr die Züge ihrer Zwillingsschwester trug, daß ich den Erstaunten an dem Kusse verhindern mußte, den er ihr auf die Stirne drücken wollte.

„Keine Störung der Verblichenen!“ sprach ich, und wendete alle Mühe an, ihn baldigst aus dem schaurig wiederhallenden Gewölbe des Todes an die lebendige Luft zurückzubringen.

Die im Schlosse Gebliebenen fanden wir in einer unangenehmen Spannung. Beide Frauen hatten dem Duca wegen des Vorganges sehr zugesetzt und sein Berufen auf das angelobte Schweigen nicht für Entschuldigung gelten lassen. Jetzt suchten sie uns, aber ebenfalls umsonst, ihrer Wißbegierde günstig zu machen.

Besser gelang es ihnen am andern Tage mit dem Kirchner, der heimlich herbeigeholt wurde, und der wenigstens so viel sagte, als er wußte. Dadurch aber spannte er ihre Neugier nur höher auf das Gespräch, welches die Veranlassung zu dem Todtenbesuche gegeben. —

Ich meines Orts sann während des ganzen noch übrigen Theils der Nacht über die Erscheinung nach, welche Marino in Paris gehabt hatte. Ich kam auf Vermuthungen, die ich jedoch anstand dem Grafen mitzutheilen, weil dieser an der Verbindung einer höhern Welt mit der unsrigen gänzlich zweifelte und über diesen Punkt auch gar keine Lehre annahm. Unter solchen Umständen war es mir angenehm, daß die Sache, wenn auch nicht in Vergessenheit gerieth, doch nur noch zuweilen in flüchtige Anregung kam.

Etwas anderes aber fing an große Besorgnisse in mir zu erwecken. Aus dem fortdauernden Ausweichen des Duca mit mir auch unter vier Augen von seiner frühern Verlobten zu sprechen, und aus der Verlegenheit, welche sich seiner bemeisterte, sobald ich die Rede auf

den vormaligen Anschein ihrer guten Eigenschaften brachte, so wie aus manchem andern, mir nicht mehr erinnerlichen Umstande, zog ich den Schluß, daß Marino's Treue gegen die Gräfin Apollonia in der That durch das Anschauen der schönen Erscheinung in der Gemäldegallerie zum Wanken gekommen, daß Apollonia, weil er der Versuchung nachgegeben, von ihm verlassen worden, und ohne Zweifel ganz schuldlos an der Auflösung des feierlichen Bündnisses mit ihm seyn möge.

Da ich bei dieser Lage der Dinge für die treffliche Libussa wenig Glück aus der Verbindung mit Marino hervorgehen sah, so entstand der Wunsch in mir, dem Neuverlobten, dessen Hochzeit schon nahe war, baldmöglichst die Maske vom Gesicht zu nehmen, und ihn reuig der Verlassenen zurückzusenden.

Es fand sich auch einesmals, wie ich glaubte, gute Gelegenheit zu einem Versuche dieser Art. Wir saßen nach dem Souper noch bei Tische, und es kam die Rede darauf, daß das Unrecht meistens schon in dieser Welt seine Strafe erhalte. Ich äußerte, daß ich hiervon

die auffallendsten Beispiele erlebt hätte, und die Gräfin Mutter und Libussa drangen besonders auf Mittheilung eines dieser Beispiele.

„Dann,“ sagte ich, „müssen Sie mir auch erlauben, einer Geschichte zu gedenken, die Ihnen meines Erachtens am nächsten liegt.“

„Uns?“ fragten die Damen, indem ich einen Blick auf den Duca warf, welcher, schon seit mehrern Tagen mißtrauisch gegen mich, ihn mit dem bleichen Gesichte des bösen Gewissens empfing.

„So denke ich wenigstens!“ war meine Antwort. „Wenn nur Sie, lieber Graf, mir verzeihen, daß das Uebersinnliche sich abermals in meine Geschichte verwebt hat.“

„Recht gern,“ versetzte er lächelnd. „Auch will ich meine Verwunderung, daß Ihnen so viel dergleichen begegnet ist, und mir noch gar nichts, völlig zu bezwingen suchen.“

Es entging mir nicht, daß der Duca ihm seinen Beifall zuwinkte, doch ließ ich ihn ruhig gewähren und antwortete dem Grafen: „Nicht jeder hat vielleicht Augen zu sehen!“

„Das muß seyn!“ lächelte er ferner.

„Und,“ flüsterte ich ihm hierauf bedeutend zu, „die so ganz unversehrte Gestalt im Sarge war doch auch keine von den gewöhnlichsten Erscheinungen!“

Er stutzte, und ich fuhr sogleich leise fort: „Uebrigens erlaubt sie recht gut eine natürliche Deutung, und es wäre zwecklos, Ihnen dies abstreiten zu wollen.“

„Wir kommen ganz von der Sache ab!“ sagte hierauf die Gräfin mit einigem Unwillen, und winkte mir. Ich fing daher ohne weiteres Säumen an: „Der Schauplatz meiner Anekdote ist Venedig.“

„Da sollte ich ja wohl auch davon wissen können!“ rief der Duca argwöhnisch.

„Vielleicht. Doch hat man die Sache mit Absicht möglichst geheim gehalten. Auch trug sie sich vor anderthalb Jahren zu, wie Sie Ihre Reisen schon angetreten hatten.“

Der Sohn eines sehr reichen Nobile, den ich hier nur mit dem Namen Filippo bezeichnen will, hatte, während er sich in Erbschaftsangelegenheiten zu Livorno aufhielt, daselbst durch fleißige Bewerbung die Liebe eines schönen

Mäd-

Mädchens gewonnen, und ihr und ihren Verwandten vor seiner Rückkehr nach Venedig versprochen, sich nächstens wieder einzufinden und Hochzeit mit der geliebten Klara zu machen. Der Abschied war bis zum Furchtbaren feierlich. Nachdem die gegenseitige Liebe alle Betheurungen erschöpft hatte, rief Filippo auch die Geister der Rache für den Fall der Treulosigkeit auf. Der unschuldige Theil sollte selbst im Grabe nicht ruhen, sondern den Verbrecher hinüberfordern, um ihm die entzogene Liebe noch Jenseits abzuzwingen. Die Verwandten saßen mit bei Tische, erinnerten sich ihrer eigenen Jugend, und ließen den Abentheuerlichkeiten der jungen Leute den Lauf. Diese gingen so weit, daß sie sich die Arme aufritzten, und ihr Blut in einem mit weißem Champagner gefüllten Glase vermischten. „Unzertrennlich wie dieses Blut sollen auch unsre Seelen seyn!“ rief Filippo, trank die Hälfte des Weines, und reichte Klaren das Uebrige.

Hier, so schaltete der Erzähler ein, hier ward der Duca auffallend unruhig, unterließ auch nicht mich von Zeit zu Zeit mit dro-

hendem Auge anzublicken, so daß ich auf eine ähnliche Scene in seiner eigenen Geschichte schließen mußte. Doch kann ich versichern, daß ich die Umstände bei Filippo's Abschiede von Klaren ganz so mitgetheilt habe, wie ein Brief von des Mädchens Mutter aus Livorno sie berichtet, von dem weiter unten die Rede seyn wird.

Wer hätte, so fuhr der Marchese in der Erzählung fort, wer hätte, nach so vielen Ausbrüchen der heftigsten Leidenschaft, erwarten sollen, was gar bald nachher erfolgte. Filippo's Rückkehr traf grade mit dem Erscheinen einer jungen Schönheit zusammen, die, bis dahin in einem auswärtigen Kloster erzogen, plötzlich wie ein Engel aus einer Wolke hervortrat, und die Bewunderung der Stadt erregte. Seine Eltern, die zwar von Klaren wußten, aber seine Verbindung mit ihr, wie eine von den tausenden ansahen, die heute, man weiß nicht wie, geschlossen und morgen eben so aufgelößt werden, leiteten ihres Sohnes Bekanntschaft mit der jungen Schönheit ein. Auch durch ihr Herkommen war Kamilla ein Stern erster

Größe. Man stellte dem Filippo vor, welchen Einfluß er mit Hülfe ihrer angesehenen Verwandten erlangen könne, und die Maskenzeit, die seinen Umgang mit ihr begünstigte, that das Uebrige, so daß gar bald das Andenken an Livorno wenig Platz mehr in seinem Gemüthe finden konnte. Seine Briefe dahin ermatteten immer mehr und mehr, bis Klarens Empfindlichkeit über diese Veränderung ihn bewog, die ganze Korrespondenz aufzugeben, und sich mit der ungleich schönern, sehr begüterten Kamilla baldmöglichst zu vermählen. Die zitternde Hand in Klarens lästigen Briefen und die Thränenspur vermochten so wenig als ihre Bitten über das Herz des Leichtsinnigen. Selbst die Drohung, ihn der Abrede gemäß bald in ihr frühes Grab hinabzufordern, machte nur wenig Eindruck auf den, der keinen Gedanken mehr hatte, als in Kamilla's Armen glücklich zu werden.

Kamilla's Vater, in dessen Hause ich wie in dem meinigen lebte, bat auch mich im voraus zu der Hochzeit. Ob ihn schon überhäufte Geschäfte diesen Sommer in der Stadt so fest-

hielten, daß er die Villeggiatura nicht mit der gewohnten Bequemlichkeit genießen konnte, so fuhren wir doch mehrere Male in der Woche nach seinem am Ufer der Brenta gelegenen, schönen Landhause, und auch das Fest seiner Tochter sollte hier mit möglichster Pracht gefeiert werden.

Ein eigener Umstand gab Veranlassung, daß dieses Fest um mehrere Wochen aufgeschoben wurde. Weil nämlich die Eltern der Braut eine recht glückliche Ehe führten, so wünschten sie ihre Tochter von demselben Geistlichen eingesegnet zu wissen, der einst ihrer Trauung vorgestanden hatte. Allein der, trotz eines hohen Alters, noch sehr kräftig scheinende Mann wurde so eben von einem schleichenden Fieber heimgesucht, das ihm nicht gestattete das Bette zu verlassen. Es ging jedoch immer besser und besser mit ihm, und der Tag der Trauung wurde endlich festgesetzt.

Doch als ob ein höherer Wink die Sache verhindern wolle, befiel den Geistlichen an dem zur Trauung bestimmten Morgen wieder ein solcher Frost, daß er sich nicht aus dem Zim-

mer wagen durfte, und dem Paare anrathen ließ, einen andern Priester für die vorhabende Handlung zu wählen.

Allein die Eltern beharrten auf ihrem Vorsatze, nur von diesem ehrwürdigen Manne den Segen über das Paar aussprechen zu lassen, und hätten sich gewiß manchen Kummer erspart, wenn sie auch späterhin nicht davon abgegangen wären.

Das Fest war indessen einmal veranstaltet, und sollte, da es sich nicht mehr aufschieben ließ, als eine feierliche Verlobung betrachtet werden. Schon am frühen Morgen warteten die festlich geschmückten Gondoliere im Kanal, und bald ging, von ihren lustigen Liedern begleitet, die Fahrt einer zahlreichen und sehr angesehenen Gesellschaft auf das mit frischen Blumen reich geschmückte Landhaus zu.

Bei der Mittagstafel, die bis in den Abend hineinreichte, waren kaum die Ringe gewechselt worden, als ein durchdringender Schrei von allen Anwesenden mit Erschrecken, von dem Bräutigam mit Schaudern gehört wurde. Man lief an die Fenster. Aber obschon in

der Dämmerung alles noch sehr gut zu sehen war, so fand sich doch die Veranlassung nicht auf.

Halt!" fiel hierbei mit wildem Lachen der Duca ein, dessen Gesicht den Farbenwechsel des bösen Gewissens schon lange getragen hatte, „den Schrei aus freier Luft kenne auch ich. Er ist aus den Memoiren der Clairon entlehnt, die von einem verstorbenen Liebhaber auf diese originelle Weise geängstigt wurde. Nach dem Schrei folgte ein Händeklatschen. Hoffentlich, Herr Marchese, werden Sie auch dies in Ihre Fabel mit aufgenommen haben?"

„Und warum," versetzte ich, „warum glauben Sie, daß niemandem, als dieser Schauspielerin, so etwas begegnen konnte? Ihr Unglaube sieht wirklich um so wunderlicher aus, da er sich auf Thatsachen stützen will, die für den Glauben sprechen können."

Die Gräfin winkte mir, daß ich fortfahren möchte, und ich erzählte weiter: Bald nach diesem unerklärlichen Schrei bat ich die Braut, der ich gegenüber saß, daß sie mir ihren, schon zuvor wegen der köstlichen Arbeit daran sehr

bewunderten, Ring noch einmal zeigen möchte, und — er ist nicht an ihrem Finger. Man sucht und sucht, aber nirgends eine Spur von dem Ringe. Darüber wird ein allgemeines Aufstehen, doch ebenfalls ohne allen Erfolg.

Indessen rückt die Zeit zu der Ergötzlichkeit des Abends heran. Dem Maskenballe soll ein Feuerwerk auf der Brenta vorausgehen. Man maskirt sich daher, und besteigt dann die Gondeln. Aber die Stille bei diesem Feste ist unerhört; die allgemeine Verstimmung entschieden. Kaum daß dem ausgesuchten Feuerwerke bisweilen ein kaltes Bravo zugerufen wurde.

Der Ball war einer der glänzendsten, denen ich beigewohnt habe. Die kostbaren Juwelen, womit sich die Gesellschaft geziert hatte, sogen die Lichtströme der Lüstres und zahllosen Wandleuchter nur ein, um sie verherrlicht wiederzugeben. Am reichsten jedoch war die Braut geschmückt, und ihr prachtliebender Vater ergötzte sich an dem Gedanken, daß es hierin gewiß niemand seinem einzigen Kinde nachzuthun vermöge.

Wahrscheinlich, um seine Ueberzeugung hier-

von zu befestigen, geht er eben beobachtend umher, und bricht bald in lautes Staunen aus, daß er auf einmal dieselben Juwelen, welche Kamilla trägt, an zwei Damen zugleich entdeckt. Er hat mir ein Paar Monate später die Schwäche eines leichten Verdrusses darüber selbst eingestanden. Indessen freut er sich doch, auch die Kostbarkeit dieser Juwelen mit einem, der Braut für die Nachttafel bestimmten, Strauße noch weit überbieten zu können.

Als es aber zur Tafel kommt, und der alte Herr sein Auge von neuem Umgang halten läßt, ist die Dame von vorhin mit einem, wenigstens eben so kostbaren, Strauße als Kamilla versehen.

Jetzt hält sich seine Neugier nicht länger, und er fragt: „Darf ich so unbescheiden seyn, schöne Maske, mich ganz leise nach Ihrem Namen zu erkundigen?“ Doch zu seinem großen Befremden schüttelt die Dame den Kopf, sich von ihm abwendend.

Zu gleicher Zeit kommt der Haushofmeister und will wissen, ob die Gesellschaft seit dem Mittage größer worden sei, da die Kouverts

diesmal nicht zureichen wollten. Der Herr antwortet hierauf ein unwilliges Nein! und beschuldigt die Dienerschaft eines Versehens. Der Haushofmeister besteht indessen auf seiner Behauptung.

Als nun die Gedecke um eins vermehrt sind, überzählt der Herr selber, und findet in der That einen über die Zahl der gebetenen Gäste. Da er nun vor Kurzem, einer unvorsichtigen Aeußerung halber, einigen Verdruß mit der Polizei gehabt, so glaubt er diese Vermehrung seiner Gäste durch sie bewirkt zu sehen. Weil übrigens gar nicht zu besorgen war, daß heute irgend etwas Polizeiwidriges gesagt oder gethan werden würde, so behält er sich, die Störung zu vermeiden, und um volle Genugthuung von Seiten der Regierung wegen so nichtswürdigen Eindringens in ein Familienfest zu erhalten, die Bitte um Demaskirung sämmtlicher Anwesenden bis zum Ende zu verschieben vor.

Wir Anwesenden erstaunten über den Luxus der Tafel. In Ansehung des Getränkes überstieg er die Gewohnheit des Landes bei weitem.

Und doch war der Wirth noch nicht zufrieden, und beklagte laut, daß ein Unglück seinen vortrefflichen rothen Champagner betroffen hätte, so daß er nicht im Stande sei, ein einziges Glas davon aufzusetzen.

Wirklich schien auch die Versammlung die den ganzen langen Tag versäumte Fröhlichkeit nachholen zu wollen. Nur in meiner Nähe war es ein andres: da konnte man vor Neugier nicht dazu kommen. Ich saß nämlich unweit der köstlich geschmückten Dame, und bemerkte, daß sie, weder Speise noch Trank anrührend, keinem ihrer Nachbarn ein Wörtchen zurückgab, sondern immer nur ihr Auge auf das Brautpaar zu richten schien.

Das Gerücht davon verbreitete allmählig den Umstand im Saale, und störte dadurch das Vergnügen aufs neue gar sehr. Man zischelte sich eine Menge Muthmaßungen über die räthselhafte Person in die Ohren. Die meisten waren der Meinung, daß eine unglückliche Leidenschaft für den Bräutigam der Grund ihres wunderlichen Benehmens seyn möchte. Ihre Nachbarn besonders standen bei Zeiten auf, um

bei Bekannten eine bessere Unterhaltung zu gewinnen.

Nach und nach setzte sich eine große Anzahl von den Gästen neben die Dame, in der Hoffnung, eine Bekannte in ihr zu finden, und eines bessern Geschickes gewürdigt zu werden. Vergebens.

Endlich kam, grade zu der Zeit, als weißer Champagner herumgegeben wurde, auch der Bräutigam, um einen der Stühle neben der stummen Dame einzunehmen.

Jetzt schien sie wirklich belebter zu werden. Wenigstens wandte sie sich nach dem neuen Nachbar herum, was bei den vorigen gar nicht geschehen war, auch reichte sie ihm ihr Glas, als ob er daraus trinken solle.

Aber Filippo fing heftig an zu zittern, als sie ihm fest in's Gesicht sah.

„Der Wein ist ja roth!“ rief er, auf das Glas deutend. „Ich denke es fehlt an rothem Champagner?“

„Roth?“ fragte der Vater der Braut, welcher aus Neugier nachgegangen war, voller Verwunderung.

„Betrachten Sie nur das Glas der Dame!“ versetzte Filippo.

„Nun, es ist so weiß wie alle übrigen!“ Er rief dabei die Andern zu Zeugen an, welche sämmtlich den Wein für weiß erklärten.

Filippo trank nicht, und verließ den Sitz, nachdem ihn ein zweiter Blick seiner Nachbarin vollends erschüttert hatte.

Er nahm den Wirth auf die Seite, und dieser entschloß sich bald darauf zu folgender Bitte: „Ich ersuche,“ sagte er, „aus Ursachen, über die ich mich nachher erklären werde, sämmtliche werthe Gäste mir ihr Gesicht auf einen Augenblick zu zeigen.“

Da er hiermit, weil jedermann begierig war, die stumme Dame ohne Maske zu sehen, gewissermaßen nur einen allgemeinen Wunsch aussprach, so gab es im Nu kein maskirtes Gesicht mehr, — die stumme Dame ausgenommen, auf welche alle Blicke hingekehrt blieben.

„Sie sind die einzige Maske noch,“ redete der Wirth sie nach einer langen Pause an. „Darf ich nicht auf das Glück hoffen?“

Doch sie verweigerte hartnäckig sich zu erkennen zu geben.

Es war dem Hausherrn um so empfindlicher, da er in allen übrigen wirklich zum Feste geladene Freunde und Freundinnen entdeckte, und diese Dame daher ohne allen Zweifel die Ueberzählige seyn mußte. Gleichwohl unternahm er es nicht, sie zu Ablegung der Maske zu nöthigen, weil der seltene Reichthum ihres Schmuckes den Argwohn, als ob es die Polizei gewesen, welche seine Gäste vermehrt habe, gar nicht mehr in ihm aufkommen ließ, und er eine sehr vornehme Person, wofür er sie hielt, nicht beleidigen mochte. Konnte sie doch gar zu den auswärtigen Freunden seines Hauses gehören, und vielleicht, bei ihrer Ankunft in Venedig von dem Feste unterrichtet, einen unschuldigen Scherz sich vorgenommen haben.

Indessen fand man für gut, auf jeden Fall unter der Dienerschaft einige Erkundigung einzuziehen. So viel aber auch fremde Diener und Dienerinnen im Hause anzutreffen waren, dieser Dame gehörte niemand davon. Auch

erinnerten sich des Hauswirths Leute nicht, jemanden, der sie anginge, gesehen zu haben.

Dies war um so seltsamer, da die Dame, wie schon erwähnt, vor der Tafel erst den kostbaren Strauß vorgenommen. —

Das Flüstern, welches alles eigentliche Gespräch verdrängt hatte, ward immer lauter und lauter, als jetzt mit Einem Male die Maske sich von ihrem Sitze erhob, dem Bräutigam winkte, und dann nach der Thüre schritt. Aber die Braut verhinderte ihn ihr zu folgen. Sie hatte schon längst die Aufmerksamkeit der räthselhaften Person auf ihn wahrgenommen. Auch war ihr nicht entgangen, daß er diese vorhin ganz erschüttert verlassen hatte, und sie besorgte sehr, es könne gar ein Wahnsinn aus Liebe hier im Spiele seyn. Der Hausherr folgte jedoch, trotz aller Vorstellungen seiner bekümmerten Tochter, der Unbekannten wirklich von Weitem, und verdoppelte seine Schritte, als schon die Thüre zwischen ihr und der Gesellschaft war. Doch in diesem Momente ließ sich der Schrei vom Mittage, nur durch die Stille der Nacht um vieles

verstärkt, auf Einmal wieder hören, um die ganze Gesellschaft gleichsam zu erstarren. Als der Wirth sich von dem Schrecke wieder zusammenraffte und hinaustrat, war von der Unbekannten keine Spur mehr zu erblicken.

Die Leute draußen wußten ebenfalls nichts von ihr, und wiewohl der Platz um die Villa herum gar nicht einsam, auch das Ufer von Gondolieren belebt war, so wollte doch niemand die verschwundene Maske wahrgenommen haben.

Dies alles zusammen hatte die Gesellschaft so unruhig gemacht, daß jedermann die Heimfahrt herbeiwünschte, und der Wirth sich entschließen mußte, die Schiffe früher, als er gewollt, abgehen zu lassen.

Es war zu erwarten, daß die Rückkehr noch düsterer als der Morgen seyn würde.

Am Tage nachher fand ich jedoch das Paar wieder ziemlich beruhigt. Selbst Filippo war der Erklärung seiner Braut beigetreten, daß die Unbekannte ohnfehlbar eine aus Liebe verrückt gewordene Person gewesen seyn müsse. Den wiederholten Schrei — den glaubte man

irgend einem ausgelassenen Menschen zuschreiben zu können, und der Umstand, daß die Maske so ungesehen entkommen war, ließ sich mit der Unachtsamkeit der Leute, zur Nothdurft erklären.

Daß der Ring so plötzlich weggekommen, und immer noch fehlte, das wurde irgend einem bösartigen Taschenspielerstreiche der Bedienung beigemessen.

Kurz, man schlüpfte heute über alle die Kleinigkeiten, welche diese Aufklärungen entkräften konnten, mit gar leichtem Muthe hinweg, und war nur darüber verlegen, daß der zur Einsegnung bestimmte Priester bereits im Sterben lag, und wegen der genauen Freundschaft, welche die Familie mit ihm gehalten hatte, in der ersten Woche nicht füglich an den Freudentag der Trauung gedacht werden konnte.

Grade am Begräbnißtage des Geistlichen aber erlitt Filippo's Leichtsinn eine große Störung. Ein Brief von Klara's Mutter benachrichtigte ihn nämlich, daß seine vormalige Geliebte aus Gram über den Treulosen gestorben sei, und noch in den letzten Augenblicken

ge-

geäußert habe, daß sie auch im Grabe nicht ruhen werde, bis sein ihr gegebenes Wort erfüllt worden.

Dieses schon allein machte einen so heftigen Eindruck auf ihn, daß die beigefügten mütterlichen Verwünschungen ganz überflüssig wurden. Dazu kam, daß, wie Filippo sich genau erinnerte, der erste räthselhafte Schrei auf der Villa grade in der Stunde ihres Todes sich hatte vernehmen lassen. Auch glaubte er nun fest, daß die unbekannte Maske niemand, als Klara's Geist gewesen sei.

Dieser Gedanke raubte ihm zu Zeiten alle Besinnung.

Er trug den Brief stets bei sich, und zog ihn bisweilen halb bewußtlos aus der Tasche, um sein stieres Auge hineinzuversenken. Auch die Gegenwart Kamilla's verhinderte ihn nicht daran, und da diese ohnehin die Ursache seiner auffallenden Veränderung in dem Briefe suchte, so nahm sie ihn einst, als er ihm eben aus der Hand gefallen, und Filippo in tiefes Nachdenken gerathen war, von der Erde auf und las.

Erschrocken merkte er es erst, als sie bleich und düster das Blatt wieder aus der Hand legte.

Filippo fiel der Braut reuig zu Füßen, und beschwor sie, ihm zu sagen, was er zu thun habe?

„Doch wohl mich treuer zu lieben, als die Erblaßte!“ rief die Liebende betrübt, und er gelobte dies von Herzen.

Aber seine Unruhe vermehrte sich immer, und wuchs am Morgen der Trauung zu einer befremdenden Heftigkeit. Denn als er im Dunkeln nach dem Hause der Braut ging, um diese, nach Landessitte, vor Tagesanbruch zur Kirche zu führen, da glaubte er fortdauernd Klara's Schatten an seiner Seite zu erblicken.

Kein liebendes Paar ist wohl jemals so vom Entsetzen zum Traualtare begleitet worden, als dieses. Auf die Bitte von Kamilla's Eltern, war ich als Zeuge mit ihnen zugegen, und wir erinnerten uns nachher oftmals an die Grabesschauer dieses Morgens.

Wir gingen in aller Stille nach der Kirche della Salute. Aber schon in der Straße flüsterte

mir Filippo zu wiederholten Malen zu, daß ich doch die Fremde, die uns verfolge, von seiner Braut abhalten möchte, weil er ihr üble Vorsätze gegen Kamillen zutraue.

„Welche Fremde?“ fragte ich.

„Nicht so laut, um Gotteswillen nicht!“ sprach er. „Sie sehen ja doch, wie sie sich zwischen mir und Kamillen mit Gewalt einzudrängen sucht.“

„Phantasien, mein Bester. Hier ist niemand als Sie und Ihre Braut.“

„Wollte doch Gott, daß meine Augen mich betrögen! — Nur nicht mit in die Kirche!“ fügte er hinzu, als wir schon an der Thüre standen.

„Gewiß nicht!“ antwortete ich, und stellte mich zum lauten Erstaunen von Kamilla's Eltern so an, als ob ich jemanden hinwegweisen wollte.

In der Kirche selbst fanden wir auch Filippo's Vater, von dem sein Sohn, sobald er ihn erblickte, wie ein Sterbender Abschied nahm. Kamilla schluchzte, und ihre Eltern wurden, als er jetzt ausrief: „So ist die fremde, bleiche

Gestalt doch hereingeschlüpft?" zweifelhaft, ob die heilige Handlung unter solchen Umständen vorzunehmen sei.

Aber die liebende Kamilla sagte: „Grade bei diesen Phantasien hat er ja meine Pflege am nöthigsten."

Man näherte sich dem Altare, dessen Lichter in diesem Augenblicke durch einen Windstoß sämmtlich ausgelöscht wurden. Der Priester war unwillig, daß man die Fenster nicht besser verwahrt habe. Doch Filippo rief: „Die Fenster! Seht Ihr denn nicht, wer hier steht, und die Kerzen recht geflissentlich ausgeblasen hat?"

Man staunte einander an, und Filippo fuhr fort, indem er sich hastig von Kamillen losmachte: „Seht Ihr auch nicht, wer mich so eben von der Braut hinwegreißt?"

Kamilla sank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter, und der Priester äußerte, daß bei einer so ganz bedenklichen Lage der Dinge die Trauungsceremonie unmöglich statt finden könne.

Die beiderseitigen Verwandten nahmen Filippo's Zustand für eine Verstandesverrückung,

ja man sprach gar von erhaltenem Gifte, als der unglückliche Bräutigam bald darauf unter den heftigsten Konvulsionen verschied. Doch niemand begriff die Ursache und den Anstifter. Auch fand sich bei der chirurgischen Untersuchung des Leichnams nicht die mindeste Bestätigung dieses Argwohns.

Die Verwandten, welche, so wie ich, in der Folge durch Kamillen von den Veranlassungen zu Filippo's sogenannten Phantasien unterrichtet wurden, unterdrückten die Geschichte so viel als möglich. Allein die räthselhafte Maske bei der Verlobung ließ sich, wenn man die Umstände zusammenhielt, doch nicht recht geschickt erklären. Auch war das wunderbar genug, daß sich der auf der Villa verlorne Ring sogleich, als man aus der Kirche zurückkam, unter Kamilla's übrigem Schmucke wieder fand. —

„Das nenne ich eine Wundergeschichte!“ sprach der Graf. Seine Gemahlin holte tief Athem, und Libussa sagte: „Mir ist wirklich eiskalt darüber geworden.“

„Wie jeder Verlobten dabei werden muß!“

erwiederte ich mit einem Blicke auf den Duca, der während meiner Erzählung mehrmals aufgestanden war, und sich wieder gesetzt hatte, auch in seinem verstörten Blicke die Besorgniß nicht verbergen konnte, daß seinen Wünschen von mir entgegengewirkt werden möchte.

„Ein Wort zuvor!“ flüsterte er mir beim Schlafengehen zu, mich auf mein Zimmer begleitend.

„Ich durchschaue Ihren nobeln Zweck,“ fing er hier an. „Diese lügenhafte Geschichte —“

„Halt!“ rief ich auflodernd. „Ich bin Zeuge gewesen, das haben Sie gehört. Wie mögen Sie einen Mann von Ehre der Lüge bezüchtigen, ohne vor seiner Ahndung zu zittern?“

„Davon hernach!“ versetzte er spöttelnd. „Zuvor nur so viel: Wo Sie auch die Anekdote mit dem vermischten Weine und Blute hergenommen haben, ich weiß aus wessen Leben die Scene entlehnt ist.“

„Aus Filippo's Leben, wie ich Ihnen versichern kann. Uebrigens könnte es ja wohl,

wie mit dem Schreie der Fall seyn, daß dieselbe wunderliche Manier sich auf ewig zu verbinden, auch einem andern Paare eingefallen wäre.“

„Das wohl! Indessen ließen sich noch mehrere Aehnlichkeiten in Ihrer Erzählung mit einer gewissen andern Begebenheit nachweisen.“

„Leicht möglich. Alle Liebeshändel stammen im Grunde von Einer Familie ab, und können gewisse Hauptzüge nicht verläugnen.“

„Dem sei aber wie ihm wolle,“ fuhr Marino fort, „für's erste verlange ich, daß Sie von heute an keine Anspielung weiter auf mein früheres Leben machen, vielweniger etwa dem Grafen gewisse Geschichten hinterbringen. Unter dieser Bedingung, und nur unter dieser, vergebe ich Ihnen die vorige, sinnreiche Komposition.“

„Vergeben! Bedingung! Und beides von Ihnen? — Das ist zu viel. Zur Antwort hierauf, daß der Graf morgenden Tages von Ihrer frühern Verlobung und von Ihrem jetzigen Ansinnen benachrichtigt werden soll.“

„Marchese, wenn Sie dies wagten!“ —

„Ha ha! Ich wage es. Ich bin es dem alten Freunde schuldig. Der Lügner, der mich einer Lüge zeihen wollte, soll seine glatte Larve am längsten in diesem Hause getragen haben!“

Wider Willen hatte mich der Zorn so weit gebracht, daß es ohne Ausforderung kaum abgehen konnte, auch entschloß sich der Duca sogleich dazu, und wir versprachen uns beim Scheiden, den andern Morgen in den benachbarten Busch mit Pistolen zu kommen.

Bei Tagesanbruch nahmen wir daher beide unsre Diener mit uns in den Busch. Als Marino bemerkte, daß ich den meinigen gar nicht auf den Todesfall vorbereitet hatte, so übernahm er dieses selbst, und disponirte schon im voraus über meinen Leichnam, als ob alles bereits entschieden wäre. Zuvor jedoch redete er mir noch einmal zu, weil, wie er sagte, der Kampf zwischen uns beiden ein sehr ungleiches Ansehen habe. Er sei jung, und seine feste Hand schon in mehrern Zweikämpfen erprobt gefunden worden. Zwar sei bis dahin noch niemand durch ihn gefallen, doch habe er

seinen Gegner allezeit nach Wunsche gezeichnet. Bei mir werde er zum ersten Male auf den Tod ausgehen, weil nur dieser mich ihm unschädlich zu machen vermöge. Doch gäbe ich ihm auf der Stelle mein Ehrenwort, alles was sein früheres Leben betreffe, dem Grafen zu verschweigen, so wolle er noch jetzt die Sache für völlig abgethan halten.

Es war natürlich, daß ich seinen Antrag zurückwies.

„So befehlen Sie dem Himmel Ihre Seele!“ sagte er hierauf, und wir machten uns fertig.

„Sie sind am Schusse!“ sprach er sodann.

„Ich trete ihn Ihnen ab.“

Er nahm es nicht an, und ich schoß ihm das Pistol aus der Hand.

Das war ihm auffallend, außer sich aber wollte er gerathen, als sein Schuß mich verfehlt hatte. Er behauptete grade auf mein Herz angelegt zu haben. Auch konnte er nicht bergen, daß kein feiges Ausweichen von meiner Seite sein Fehlen veranlaßt hätte.

Auf sein Verlangen schoß ich zum zweiten Male. Ich zielte wieder nach dem Pistole, das er in der linken Hand hielt, traf auch zu seinem Erstaunen abermals sehr gut, aber so nahe an der Hand, daß es ohne Kontusion nicht abgehen konnte.

Als sein zweiter Schuß bei mir vorbeigestrichen war, sagte ich, daß ich kein Pistol mehr anrühren würde, erbot mich aber ihn, der seine Fehlschüsse vielleicht dem allzuheftigen Blute zuzuschreiben habe, noch auf mich anlegen zu lassen. Allein ehe er dies noch ablehnen konnte, war schon der Graf, welcher Argwohn geschöpft hatte, und Libissa in unsrer Mitte. Globoda beschwerte sich sehr über das Betragen seiner Gäste. Er verlangte Aufschluß, und in Marino's Beiseyn entdeckte ich die ganze Sache. Des letztern Betroffenheit überführte den Grafen und Libussen ebenfalls von des Duca bösem Gewissen. Auch war in den ersten Stunden eine allgemeine Verstimmung nicht zu verkennen.

Allein gar bald wußte Marino durch Libussens Liebe eine kräftige Verwendung bei Glo-

boda zu bewirken, und dieser sagte noch an demselben Abende zu mir: „Sie haben Recht, ich sollte hart seyn, und den Duca aus dem Hause weisen. Aber was würde dadurch für seine verlassene Braut gewonnen, die er nun einmal nicht wieder sehen will? Zudem ist er der erste Mann, für welchen mein einziges Kind eine herzliche Neigung zeigt. Lassen wir dem Paare seinen Willen. — Die Gräfin denkt hierin ebenfalls, wie ich, und gesteht, daß es ihr sehr leid thun würde, wenn unser Haus den schönen Venetianer wieder verlieren sollte. Wie viele Treulosigkeiten werden denn nicht in der Welt begangen, die ihre Entschuldigungen in den besondern Umständen finden!“

„Aber eben die entschuldigenden Umstände scheinen dem Duca zu fehlen!“ wandte ich ein, verstummte jedoch, als ich bemerkte, daß der Graf von dem Wagestücke durchaus nicht abzubringen seyn würde.

Die Trauung ging vor sich, ohne alle Störung; doch herrschte wenig Laune bei dem übrigens lauten und glänzenden Feste. Selbst der Tanz am Abend wurde ziemlich schläfrig

betrieben. Nur Marino tanzte mit einer unnatürlichen Ausgelassenheit.

„Zum Glück, Herr Marchese!“ sagte er, als er grade einmal abtrat, mit lautem Lachen mir ins Ohr, „zum Glück ist noch kein Gespenst bei der Hand, wie bei Ihrer venetianischen Verlobung.“

„Aber,“ versetzte ich mit aufgehobenem Finger, „frohlocken Sie doch nicht allzufrüh. Das Unglück hat einen leisen Schritt. Oft wird man es erst gewahr, wenn es uns auf den Fersen ist.“

Wider Vermuthen machte ihn die Rede ganz stumm, und was mich noch mehr von ihrem Eindrucke überzeugte, war die verdoppelte Wildheit, mit der er sich dem Tanze hingab.

Vergebens bat ihn die Gräfin Mutter, seiner Gesundheit besser eingedenk zu seyn. Nur Libussens Flehem gelang es endlich, den Athemlosen zum Sitzen zu bewegen.

Nicht lange nachher sah ich die Braut mit Thränen, die wahrlich keine Spur von Freude an sich trugen, aus dem Zimmer schleichen. Sie war es, ich täuschte mich nicht. Denn

ich stand so nahe an der Hauptthüre, durch welche sie ging, als jetzt bei Ihnen. Noch seltsamer mußte es mir vorkommen, daß sie nur wenige Minuten später das heiterste Gesicht zurückbrachte. Ich folgte ihr, und sah nun wie sie ihren Bräutigam zum Tanze auffor-derte, und ihrem vorigen Abmahnen ganz ent-gegen, seine rückkehrende Ausgelassenheit thei-lend anfeuerte. Ich bemerkte auch, wie der Duca nach diesem Tanze von den Eltern Ab-schied nahm, und mit seiner Braut durch eine Tapetenthüre schlüpfte, die nach ihrem gemein-schaftlichen Schlafzimmer führte.

Ehe ich noch dazu kommen konnte, durch Zusammenstellungen von allerlei Möglichkeiten auf die Ursachen von Libussa's veränderlicher Stimmung zu gerathen, entstand an der Haupt-thüre ein Flüstern zwischen dem Kammerdiener und dem Grafen. Daß der Gegenstand nicht ganz ohne Bedeutung war, bewies die zornige Miene, mit welcher der Hausherr den Gärtner ansah, der jetzt, und wie es schien zum Be-weise dessen, was der Kammerdiener gesagt hatte, hereintrat.

Ich eilte hinzu, und hörte sagen, daß so eben die Orgel in der Kirche wieder ganz vernehmlich gegangen, auch alles darin bis um Mitternacht, welche just vorüber war, erleuchtet gewesen sei.

Der Graf ereiferte sich sehr über das einfältige Märchen, wie er's nannte, und fragte, warum man ihn nicht früher gerufen habe? Weil, hieß es, jedermann den Ausgang der Sache nicht hätte versäumen wollen. Uebrigens, fügte der Gärtner hinzu, sei, er dürfe es nicht verhehlen, auch der alte Kaplan wieder zum Vorschein gekommen. Ja die Häusler am Walde wollten sogar die Bergspitze, die daraus hervorragt, erleuchtet und einen Geistertanz mit angesehen haben.

„Bravo,“ rief der Graf finster. „Die ganze alte Posse kommt nach und nach wieder auf's Tapet. Ich hoffe, die sogenannte Todtenbraut wird auch nicht weit von meinen Ohren seyn.“

Der Kammerdiener stieß den Gärtner an, daß dieser den Zorn seines Herrn nicht noch mehr anfachen möchte. Daher sagte ich: „We-

nigstens könnte man wohl alles mit anhören, was die Leute gesehen haben wollen. Wie ist es denn mit der Todtenbraut gewesen, mein Lieber?"

Der Gärtner zuckte die Achseln.

„Sagte ich's nicht," rief der Graf, „daß sie auch dabei vorkommen würde. Das hängt einmal in dem Gedächtnisse der Leute zusammen, und bahnt sich von da gar leicht einen Weg zu ihren Augen. — Kann man wissen in welcher Gestalt?"

„Wenn ich es sagen darf —" antwortete der Gärtner, „so ist sie, ganz wie die selige Komtesse Hildegarde, vor Kurzem erst im Garten dicht bei mir vorbei in das Schloß gegangen."

„Hört einmal," sprach nun Globoda, „seid künftig wenigstens diskret in euren Phantasien, und laßt mir meine lieben Verstorbenen in Ruhe. — Uebrigens ist es gut!"

Dabei deutete der Graf auf die Thüre, durch welche die Leute auch sogleich verschwanden.

„Nun, lieber Marchese?" fragte der Hausherr.

„Nun?“

„Sollten Sie wirklich in Ihrem Märchenglauben so weit gehen, um auch diese Erscheinung meiner Hildegarde nicht zu bezweifeln?“

„Wenigstens ist sie dem Gärtner nicht allein erschienen. Erinnern sie sich nur an die Scene im Museum zu Paris.“

„Da haben Sie Recht, das war auch eine saubere Erfindung, der ich noch bis diese Stunde nicht auf den Grund sehe. Glauben Sie wohl, daß ich dem Duca weit eher darum, weil er uns eine so plumpe Lüge auftischen konnte, als wegen seines Vergehens an der ersten Geliebten, meine Tochter hätte verweigern mögen?“

„Ueber den Punkt, merke ich wohl, werden wir uns nicht leicht vereinigen. Denn wie Sie mein Glauben, grade so finde ich Ihr Zweifeln unbegreiflich. —“

Die Gesellschaft verlor sich indessen allmählig, und als endlich niemand mehr da war als die Eltern der Braut und ich, tritt auf Einmal Libussa im Ballanzuge zur Hauptthüre herein, und erstaunt, daß sie keine Gesellschaft mehr antrifft.

„Was

„Was bedeutet denn das?“ fragt die Mutter, und der Vater kann nicht einmal so viel Worte für seine Verwunderung auffinden.

„Wo ist Marino?“ ruft Libussa.

„Das fragst Du uns?“ erwiedert die Gräfin. „Haben wir dich nicht mit ihm durch die Tapetenthüre gehen sehen?“

„Unmöglich. Sie irren sich durchaus.“

„Ih, nein, nein doch, gutes liebes Kind! — Du tanztest noch kurz zuvor so unmäßig. Dann seid ihr gegangen?“

„Ich, beste Mutter?“

„Ja wohl. Wie hast du nur dies alles vergessen können?“

„Nichts habe ich vergessen, ich versichre Sie.“

„Wo wärst Du denn so lange gewesen?“

„In dem Zimmer der seligen Schwester!“ sagte sie, und ich bemerkte deutlich, wie dem Grafen bei diesem Worte das Blut ein wenig zurücktrat. Auch suchte sein Auge schüchtern nach dem meinigen. Er schwieg jedoch, und die Gräfin, in Sorgen, daß ihre Tochter irre rede, fuhr traurig fort: „Wie kommst du nur

grade am heutigen Tage auf diesen sonderbaren Einfall, mein Herzenskind?"

„Davon weiß ich keine Ursache anzugeben. Ich weiß nur, daß mir auf Einmal so beklommen ums Herz wurde, und es schien, als ob niemand mir fehle als Hildegarde. Zugleich hatte ich die feste Hoffnung, sie auf ihrem Zimmer bei der Guitarre zu finden. Und daher schlich ich mich leise hinauf."

„Trafst Du sie denn an?"

„Ach nein, doch hatte mich das heftige Verlangen nach ihr, verbunden mit der Müdigkeit vom Tanze, dermaßen erschöpft, daß ich in einen Stuhl gesunken und eingeschlummert bin."

„Und wie lange ist es, daß Du den Saal verließest?" fragte die Mutter weiter.

„Die Thurmglocke schlug eben drei Viertel auf Zwölf, als ich in der Schwester Zimmer trat."

„Was ist das?" flüsterte die Gräfin ihrem Gemahle schmerzlich zu. „Sie spricht so zusammenhängend; gleichwohl weiß ich genau, daß ich sie grade, wie die nämliche Uhr drei

Viertel auf Zwölf schlug, hier auf dieser Stelle zur Mäßigung im Tanze ermahnte."

„Und Dein Bräutigam?" rief der Graf.

„Wie gesagt, den glaubte ich hier zu sehen."

„Gott, Gott!" rief die Mutter, „sie ist wahrlich von Sinnen. Wo aber, wo muß er seyn?"

„Was, gute Mutter?" sprach Libussa ängstlich an sie geschmiegt, während der Graf ein Licht ergriff, und mir, ihn zu begleiten, winkte.

Im Brautgemache, wohin er mich führte, erwartete uns ein furchtbares Schauspiel. Der Duca allein auf dem Boden und keine Spur von Leben in ihm. Dabei war sein Gesicht zum Entsetzen verzogen.

Denken Sie sich Libussens Betrübniß, als sie Nachricht davon erhielt, und alle ärztlichen Bemühungen, den Verstorbenen wieder zu beleben, keinen Erfolg hatten. —

Die ganze Familie gerieth in eine Bestürzung, wogegen alle Trostgründe wenig vermochten. Daher kam mir ein dringendes Geschäft, das meine Abreise erforderte, überaus erwünscht.

Ich unterließ indessen nicht, zuvor über die Sage von der Todtenbraut im Dorfe nähere Erkundigung einzuziehen. Leider hatte sich die Geschichte durch mündliche Ueberlieferung nur ziemlich unvollkommen erhalten. Die sogenannte Todtenbraut sollte ein Fräulein aus dem vierzehnten oder funfzehnten Jahrhunderte und in dieser Gegend zu Hause seyn. Es hieß, sie habe so undankbar und treulos an einem Geliebten gehandelt, daß dieser darüber gestorben sei, seine Erscheinung habe sie auch grade in ihrer Hochzeitnacht getödtet. Seitdem, erzählte man ferner, wandre ihr Geist auf der Erde in allerlei vorzüglich schönen Gestalten herum, um Liebende zur Treulosigkeit zu verleiten. Da ihm nicht vergönnt sei, den Körper noch lebender Personen anzunehmen, so pflege er unter den Todten solche auszusuchen, die schönen Lebenden sehr ähnlich sähen. Aus diesem Grunde verweile er auch gern in Sälen, wo Familienporträts aufgestellt sind, ja selbst in öffentlichen Gemäldesammlungen wolle man ihm schon auf die Spur gekommen seyn. Die Rede geht, daß das Fräulein zur Strafe ihrer Treulosig-

keit so lange herumirren solle, bis sich ein Mann gefunden, den sie vergebens vom rechten Wege abzulocken sucht.

„Noch müsse ihr dies nicht geglückt seyn!“ fügte man hinzu.

Ich erkundigte mich, was es mit dem alten Kaplan für Bewandniß habe, und erfuhr, daß sein Schicksal von dem ihrigen abhange, weil er den Unterhändler ihrer strafbaren Neigung abgegeben habe.

Was das Namenrufen, welches ebenfalls vorgekommen war, so wie die bei Nacht erleuchtete Kirche, in der Hochamt gehalten wurde, bedeute, darüber konnte mir niemand auch nur einigermaßen befriedigende Auskunft geben. Auch wußte kein Mensch, was der Tanz auf dem Berge im Walde bezeichnen möge.

„Uebrigens,“ fügte der Erzähler hinzu, „werden Sie gestehen, daß diese Sage auf eine sehr wunderbare Weise in die erzählte Geschichte eingreift, und werden die Lücken in dieser, selbst, so gut als möglich, auszufüllen suchen. Wenigstens bin ich nicht im Stande, einen bessern Schlüssel dazu zu leihen. — Eine

Geschichte von derselben Todtenbraut, die ich vor einigen Wochen erst erfahren habe, und die meines Erachtens nicht ohne Interesse ist, erspare ich auf ein ander Mal, da ohnehin schon mein Geschwätz Ihnen mehr Zeit, als ich wünschte, gekostet hat." —

Kaum war er fertig, und die zum Theil nicht ganz gläubige Gesellschaft auf einige Artigkeiten für seine Bemühung gefaßt, als ein Bekannter eiligst zur Thür hereintrat, und dem Marchese ein Wort in's Ohr raunte.

Auffallend war dabei die Wichtigkeit und das ängstliche Wesen des eben Angekommenen im Gegensatz von der Ruhe, womit der Marchese seine Nachricht empfing.

„Eilen Sie," rief jener, durch diese Ruhe ganz außer Fassung gebracht, „in ein Paar Minuten werden Sie sonst das Zögern bereuen."

„Ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Fürsorge," sagte der Marchese, schien aber seinen Hut mehr deshalb zu nehmen, weil sich alle Anwesenden zur Heimkehr fertig machten, auch gar nicht eilen zu wollen.

„Nun sind Sie verloren!“ sprach hierauf der Andere, als ein Officier mit einigen Mann hereintrat, der nach dem Marchese fragte.

Er gab sich sogleich selbst zu erkennen.

„Sie sind mein Gefangener,“ sagte der Officier, und der Marchese ging mit ihm, nachdem er der Gesellschaft freundlich gute Nacht gesagt, und gebeten hatte, daß man seinetwegen ganz außer Sorge seyn möchte.

„Außer Sorge!“ sagte der Mann, dessen Warnung er verschmäht hatte. „Sie müssen wissen, daß der Marchese in den gefährlichsten Verbindungen steht, und sein Todesurtheil so gut wie gesprochen ist. Aus Mitleid eilte ich ihn zu benachrichtigen, da es vielleicht noch Zeit war, und kann, nach seinem jetzigen Benehmen, kaum glauben, daß er noch bei Sinnen sei.“

Die Muthmaßungen liefen in der sehr bestürzten Gesellschaft noch eine Zeitlang hin und her. Doch jetzt kam auf Einmal der Officier zurück und fragte wieder nach dem Marchese.

„Er ist ja vor Kurzem erst mit Ihnen hinaus!“ sagte einer.

„Aber auch wieder zurückgekehrt.“

„Hier ist niemand gewesen.“

„So müßte er verschwunden seyn!“ rief der Officier lachend, und ließ jeden Winkel aussuchen.

Alles vergebens. Das ganze Haus wurde umsonst durchstört, und am andern Morgen ging der Officier mit seinen Soldaten allein und sehr mißvergnügt aus dem Badeorte.

Die Bräutigamsvorschau.

Volkssage.

1.

Kind, du hast diese Nacht wieder mehr geweint, als geschlafen — sagte die alte Gertrud zu der jungen Gräfin Viola, als sie früh an ihr Bett trat, sie zu wecken — Was soll daraus werden? Sieh, wie trüb deine Augen sind! Wenn du es so forttreibst, so welkst du hin, eh du noch aufgeblüht bist. Ermuntre dich! sieh, was ich da für dich bringe, ein schönes neues Kleid zum Ball, bei deiner Schwester Hochzeit. Sieh, wie reich, wie das glänzt, und die künstliche Stickerei! da wird mein Violchen alle Fräuleins und Prinzessinnen ausstechen. Nicht wahr, das vertreibt die Grillen? Komm, steh auf, wir müssen gleich sehen, wie es dich kleidet.

Ach, liebe Gertrud — antwortete Viola, und verbarg die heißen Augen an der Brust

der treuen Wärterin — laß mich immer weinen. Wie kannst du mir von Hochzeit sprechen, und von frohen Tänzen! Nimm dein prächtiges Kleid; dürft' ich es doch an Glücklichere verschenken, und in der einfachsten Kleidung auf meine Weise mein Glück suchen!

Du bist noch ein unerfahrnes Kind — fiel Gertrud ein — du kennst die Welt nicht, und bist aus diesem Schlosse nicht weiter gekommen, als bis zum nächsten Kloster. Glaube deiner alten Gertrud, Viola; jungen Mädchen in deinen Jahren spielt das Herz nur gar zu oft schlimme Streiche. Du wärst nicht die Erste, die gern ihr halbes Leben daran gesetzt hätte, ihren Liebhaber zu bekommen, und hernach die andre Hälfte um ihn wieder los zu seyn.

O wie wenig kennst du meine und meines Serini Liebe — rief Viola — ohne ihn giebt es auf der Welt und im Himmel für mich kein Glück! Rede nicht so, Gertrud, oder willst du dich auch von uns wenden, und hat dich der reiche Bräutigam meiner Schwester gegen den armen Geliebten deiner Viola kalt

gemacht? Freilich, solche Kleider, wo Kostbarkeit und Geschmack sich überbieten, hat er nicht zu verschenken.

Gertrud war bewegt, und tröstete mit heitern Aussichten auf bessere Zukunft, denn der junge Serini hatte, durch seine treue Liebe zu Viola, auch ihr Herz gewonnen.

Des Menschen Schicksal — sagte sie zuletzt — wendet sich oft wunderbar, und wenn du auch jetzt einige trübe Tage hast, gräme dich darum nicht allzusehr, und verdirb die schöne Jugend nicht mit beständigen Trauergedanken. Du wirst gewiß noch deine Wünsche erfüllt sehn, denn erstlich bist du immer ein gutes frommes Kind gewesen, und dann — hab' ich auch noch meine besondern Ursachen das zu glauben.

Du hast mir schon mehrmals etwas ähnliches gesagt, Gertrud — fiel Viola hier ein — laß mich doch mehr wissen, es scheint ja etwas Gutes zu seyn und wenn könnt' ich denn mehr etwas Gutes und Tröstliches zu hören nöthig haben, als gerade jetzt!

Gertrud ließ sich eine Zeitlang bitten, endlich erzählte sie:

Ich trug dich noch auf dem Arm, und, weil du ein sehr kränkliches Kind warst, und nichts weniger als eben hübsch — nun, das hat sich freilich geändert — so bekümmerte sich niemand viel um dich, sondern alles schmeichelte deiner Schwester Maria, die schon damals wie ein kleiner Engel aussah. Du warst mir ganz allein überlassen, und hättest wol manchmal Mangel gelitten, wenn ich nicht für dich gesorgt hätte. Einmal, wie ich von einem Spaziergange mit dir nach Haus ging, begegnete uns die alte Waldmutter, die schon damals hier in der Gegend wohnte. Sie konnte mich kaum in der Ferne gewahr geworden seyn, da kam sie, wie ganz außer sich, auf mich los. Gertrud, schrie sie mir entgegen, was tragt ihr da für einen Engel! und damit kniete sie nieder, und küßte dir Händchen und Kleiderchen und konnte nicht fertig werden, das schöne Kind zu loben. Nun, sagt' ich, Waldmutter, mein Violchen ist wol ein gutes frommes Kind, aber was die Schönheit

anlangt, da solltet ihr erst Fräulein Maria sehn. Doch die Alte ließ sich nicht stören. Maria ist schön, fuhr sie fort, aber Viola ist schöner; wo Viola sich zeigt, muß Maria weichen. Glück wird sie haben in der Liebe, und den schönsten Mann im Lande, den sie selbst sich wünscht, zum Bräutigam. Sie küßte dir nochmals die Händchen, und trippelte fort, ohne auf mich zu hören. Nun siehst du, Violchen, weil das Eine eingetroffen ist, wegen der Schönheit, was ich damals nicht geglaubt hätte; so denke ich, es wird auch wol das Andre sich bewähren, von dem Glück in der Liebe, und dem schönen Bräutigam, so wenig auch jetzt noch Hoffnung dazu vorhanden ist. — Ich habe dir's eigentlich nicht erzählen wollen — setzte Gertrud hinzu — denn, wenn der Mensch in die Zukunft sehen sollte, so hätt' ihm unser Herrgott die Augen darnach gegeben; aber, weil du so gar kleinmüthig bist, so wollt' ich es dir zum Trost sagen, damit du Muth bekommst und heiter wirst.

Viola war neubelebt. Sie dankte der alten Gertrud mit Thränen für diese Beru-

higung. Nun will ich standhaft bleiben — rief sie — mag noch so dunkle und hoffnungslose Nacht um mich seyn. Ich werde meinen Serini doch endlich ganz mein nennen. Noch gestern in der Laube am See schwuren wir uns ewige Treue . . .

Ein leises Händeklatschen tönte jetzt unter dem Fenster. Viola erkannte das Zeichen von der Nähe des Geliebten, sie eilte hinab, Freude funkelte in ihren Blicken; es war Serini.

Warum so reisefertig und gerüstet? — fragte Viola, als sie nach der ersten stürmischen Freude des Wiedersehens ihren Serini genauer betrachtete.

Ich muß dich auf einige Tage verlassen, meine Viola — antwortete Serini — ich bin zum Gefolge des Grafen Nadasti entboten.

Was willst du dort? — fragte Viola schmeichelnd — Bleib lieber bei Viola.

Wie gern — erwiderte er — aber ich trage mein Lehn von Nadasti und kann die Folge

nicht

nicht versagen. Er will seine Vermählung mit allem Glanz feiern.

Zu Nadasti's Vermählung? — rief Viola erstaunend — O, da sehn wir uns ja! — fuhr sie freundlich fort — Nadasti heirathet ja meine Schwester. Nun geh' ich gern zur Hochzeit, da ich weiß, daß ich dich dort finde.

Serini war nicht angenehm überrascht. Sein Vasallenverhältniß zu Nadasti fiel wie ein Felsen auf sein Herz, und zertrümmerte das schöne Gebäude seiner Hoffnung. Viola sollte ihre Schwester im Glanze des reichen, mächtigen Nadasti erblicken, und neben dem glänzenden Lehnherrn ihn, den armen Serini, der seiner Braut statt einer beneidenswerthen blendenden Zukunft nur Abhängigkeit zu bieten hatte, und Abhängigkeit vom Gemal ihrer eignen Schwester. Wie sehr, glaubte er, würde ihn dieses bei der Geliebten in nachtheiligen Schatten setzen!

Viola'n entging Serini's Bewegung nicht. Zu kindlich aber, und zu wenig bekannt mit den Verhältnissen der Welt, ahndete sie

den wahren Grund davon nicht. Erneuerte Schwüre treuer, ewiger Liebe strömten von ihren Lippen, sie rief den Himmel und alle Heilige zu Zeugen, aber umsonst; Serini blieb verstimmt, und hinterließ den ersten nagenden Zweifel an der Innigkeit seiner Liebe in Viola's Busen.

2.

Hast du denn die alte Waldmutter niemals nachher wiedergesehn? — fragte Viola Abends nach einem langen Schweigen — Wer ist sie denn eigentlich?

Das kann ich dir nicht genau sagen — erwiderte Gertrud — Sie lebt, so lange ich mich erinnern kann, hier am Walde, und giebt den Leuten Rath und sagt ihnen wahr. Ich habe mir niemals viel mit ihr zu thun gemacht, denn ich halte von solchen Künsten nichts.

Was treibt sie denn aber für Künste? — fragte Viola neugierig weiter.

Wie ich dir sage — antwortete Gertrud — sie prophezeiht aus der Hand, aus Krystall-

kugeln und Erdspiegeln, zeigt den Leuten Personen, die sie zu sehn verlangen, und was dergleichen Teufelspossen mehr sind.

Viola ward immer neugieriger und ließ sich noch mancherlei von der Waldmutter und ihren magischen Künsten erzählen. Endlich bat sie, Gertrud möchte sie doch einmal zu der Waldmutter führen, und ihr einiges, nur zum Scherz von ihren Künsten zeigen lassen. Nur zum Scherz, wiederholte sie, da hat es ja nicht viel zu bedeuten, und es muß sich gewiß recht hübsch anhören, wenn einem von der Zukunft so dunkel und geheimnißvoll vorgesprochen wird, daß man sich selbst erst weiter denken und auslegen muß, wenn es hernach eintrifft. Viola bat noch lange, aber Gertrud blieb unbeweglich. Nein — sprach sie ernsthaft — mit solchen Dingen darf man durchaus keinen Scherz treiben. Gute Geister sind mir für den Scherz zu hoch und böse zu gefährlich. Man hat Beispiele, daß solcher Scherz zum größten Verderben ausgeschlagen ist, und die Menschen auf Lebenszeit um Glück und Frieden gebracht hat.

Viola schwieg eine Zeitlang, aber der Wunsch, mehr von der Zukunft zu wissen, war einmal in ihr erwacht. Sie konnte nicht begreifen, wie das Wissen um die Zukunft einem Menschen schädlich werden könnte, und bat von neuem ihre treue Gertrud um einen Besuch bei der Waldmutter. Wir wollen mit diesen Geheimnissen keinen Scherz treiben — sagte sie — vielleicht kann mir die Wahrsagerin doch einen guten Rath geben, oder mir sagen, ob mich Serini noch liebt, und ob meine treue Liebe alle Hindernisse noch besiegen wird. Mir ist nur bange, daß ihn der Widerstand, den du von meinen Eltern fürchtest, und der ihn oft selbst mißmuthig macht, endlich ganz ermüdet und von mir abzieht; o, du glaubst nicht, wie stolz er ist! Laß mich nur das die Waldmutter fragen. Du sagst ja, sie könnte die künftige Braut oder den Bräutigam zeigen. Nicht wahr, wir gehn, und recht bald?

Kind — sagte Gertrud — quäle mich nicht mit solchen Bitten! Ich mache dir gern alle Freude, aber das kann und darf ich ja

nicht. Du weißt nicht, was du verlangst. Du könntest für deine Neugierde einen Schreck haben, daß du des Todes wärst, oder doch in deinem Leben nicht wieder froh würdest. Ich vergesse es bis an mein Ende nicht, wie es der Agnes Rosenberg gegangen ist, die hatte sich auch blenden lassen, und war auf die Bräutigamsschau gegangen.

Viola war höchst begierig zu wissen, wie es dieser Agnes gegangen wäre. Gertrud weigerte sich anfangs, die Geschichte zu erzählen, endlich ließ sie sich erbitten.

Ich will dir es zum Exempel erzählen, dich zu warnen — sagte sie — wiewol ich sonst ungern an solche Sachen denke, die einem den Kopf mit bösen Gaukeleien erfüllen und den Schlaf rauben. Höre zu! Die Agnes Rosenberg war erst ein gutes frommes Kind, bis in ihr funfzehntes Jahr, und so schön, wie du. Aber sie hatte noch ein paar Schwestern, die älter waren, und auch hübsch, doch bei weitem nicht so schön als Agnes. Diesen mochte die Zeit lang werden, weil sich nicht gleich Männer für sie fanden, sie bere-

deten sich also zusammen, daß sie mit einander in den Wald gehen, und da das Andreasgebet beten wollten. Das ist nämlich so ein gottloser Gebrauch, daß die Dirnen den heiligen Andreas noch zu ihrem bösen Vorhaben anrufen, und bitten, er solle ihnen den künftigen Bräutigam zeigen. Die beiden leichtsinnigen Dirnen gingen also Abends bei Mondschein hinaus in den Wald, und verführten auch die unschuldige Agnes, daß sie mitgehn und an ihren bösen Künsten Antheil nehmen mußte. Ich kann dir nun die abergläubischen Ceremonien nicht alle beschreiben, womit solche mannsüchtige Dirnen ihre Liebhaber zur Stelle rufen, so viel weiß ich aber noch, daß jede mit gewissen Worten etwas hinlegen oder hinstellen muß; woraus sie denn sehen wollen, ob der Liebhaber zu einer Dirne Lust hat, oder nicht. Manche setzen ein Tellerchen mit Essen hin, oder ein Glas Wein, und was der Possen mehr sind. Nun hatte die älteste Schwester, Martha, einen Rosenstock hingesetzt, die andre einen Lilienstengel. Agnes aber hatte sich erst durchaus zu nichts ver-

stehen wollen, und es wär ihr Glück gewesen, wenn sie bei dem frommen Vorsatz geblieben wär. Wie nun die drei Mädchen etwas zurückgetreten waren, und die älteste ihren Spruch gesagt hatte, da kam es hinter den Bäumen vor, wie ein ansehnlicher Mann in prächtiger türkischer Kleidung, der ging mit schnellen Schritten herzu und schwang seinen Säbel zornig über dem Haupte; als er aber an den Rosenstock kam, ward er sanftmüthig und griff nach den Blumen, aber alsbald war auch das Gesicht verschwunden. Wiewol nun die Dirnen nicht wenig erschrocken waren, so faßten sie sich doch bald wiederum ein Herz, und die zweite Schwester rief auch den Bräutigam, aber sie sagte ihren Spruch wol zweimal, ohne daß sich etwas zeigte. Da scherzten die andern mit ihr, daß sie kein Mann zur Ehe begehren würde, bis sie zuletzt unwillig ward, und verlangte, Agnes sollte auch ein Zeichen ausstellen, denn der Bräutigam wolle die Wahl haben, und stelle sich vor Einem Zeichen nicht. Endlich ließ sich auch Agnes bereden, und weil sie nichts anders mit sich genommen hatte,

so hing sie ein Tüchlein an einen Baumast auf. Ihre Schwester rief nun nochmals den heiligen Andreas an, und alsbald kam ein schöner junger Mann in polnischer Kleidung auf einem prächtigen Pferde geritten, der blickte gar traurig, hielt auch einige Zeit und ritt dann langsam zu der Lilie und küssete sie, worauf er, wie der vorige verschwand. Die beiden Schwestern machten sich nun mancherlei Auslegungen von den Gesichten, und weil sie beide mit dem Ansehn ihrer Freier nicht übel zufrieden waren, so beredeten sie auch ihre jüngste Schwester, das Andreasgebet zu sagen, und in der Meinung, daß es, wie vorhin, bei einem alleinigen Zeichen keine Kraft äußern werde, ließ sie sich überreden, ihren Schwestern den Willen zu thun. Vielleicht aber war auch eine sündhafte Lust und Neubegierde in ihr erwacht, und trieb sie gegen ihr Gewissen zu dem frevelhaften Leichtsinn. Aber, wie sie ihren Spruch gesagt, und, weil sich nichts zeigte, so gar wiederholt hatte, da kam es ganz schwarz aus dem Walde, und Trauermänner, mit großen langen Flören zogen herein, und trugen eine Baare mit Sarg

und Leichentuch, und wie sie an den Baum kamen, wo Agnes ihr Zeichen aufgestellt hatte, da wehte das Tüchlein herunter, und fiel mitten in den schwarzen Trauerzug. Da wär nun bald aus dem leichtsinnigen Spaße der bitterste Ernst geworden. Denn Agnes war von dem grausamen Anblick ohnmächtig hingesunken, und lag wochenlang todtkrank danieder, so, daß sich jedermann ihres Lebens verzieh, und die beiden Schwestern nichts sicherers erwarteten, als daß der angedeutete kalte Bräutigam seine junge Braut in das schmale Hochzeitbett heimführen werde.

Viola schauderte bei der Erzählung. Nein — liebe Gertrud — rief sie, und schmiegte sich furchtsam an sie an — ich will gern nichts von solchen entsetzlichen unnatürlichen Dingen sehn. Die arme Agnes! Mich tödtete solch ein Anblick auf der Stelle, oder brächte mich von Sinnen. Bleib ja wach in dieser Nacht, bis ich eingeschlafen bin, liebe Gertrud, ich fürchte mich sonst todt.

Gertrud war sehr zufrieden mit der Wirkung ihrer Erzählung, und um des Guten noch

mehr zu thun, wollte sie die Fortsetzung hinzufügen, wie diese unglückliche Vorschau so traurig auf das Schicksal der armen Agnes eingewirkt habe. Allein Viola wollte nichts mehr hören. Laß uns von froheren Dingen sprechen — sagte sie — ich fürchte ohnedies, daß mir der schwarze Trauerzug und Agnesens wehendes Tüchlein im Traume vorkommt.

Die dienstfertige Gertrud erzählte nun von den glänzenden Anstalten zu Nadasti's Hochzeit, und wie Viola, die bisher auf einem einsamen Schlosse allein unter Gertruds Pflege aufgeblüht war, ihre Eltern mit ihrer Schönheit überraschen, und alle Männer bei ihrem Eintritt in die Welt bezaubern werde. Viola ließ sich alles ausführlich beschreiben, und konnte nicht genug zu hören bekommen, um die furchtbaren Bilder, mit welchen jene Erzählung ihre Fantasie erfüllt hatte, zu verscheuchen.

3.

Du wolltest mir gestern noch das Ende von Agnesens Geschichte erzählen — sagte Viola am andern Tage — jetzt, da es Mor-

gen ist, fürcht' ich mich nicht mehr. Trafen denn die Vorbedeutungen bei Allen ein, oder bloß bei der armen Agnes?

Du sollst es gleich hören — erwiderte Gertrud — und der Ausgang wird dir zeigen, wie der Böse solche Dinge zu wenden weiß, daß selbst das gehoffte Glück dem Menschen zum Verderben gereichen muß, und das Unglück von einer ganz andern Seite kommt, als er es meint, so, daß er es sich selbst zubereitet, indem er sich abmüht, ihm zu entfliehen. Agnes lag lange krank von dem Schreck, endlich aber erholte sie sich doch, und ward nur schöner als vorher. Da fanden sich nun Liebhaber die Menge, aber einer besonders, ein junger schöner Mann, wußte ihre Gunst zu gewinnen, und sie wurden auch schon so weit unter einander einig, daß man sie allgemein als Braut und Bräutigam ansah. Nur sollte Agnes, weil sie noch gar jung war, erst die Hochzeit ihrer ältern Schwester abwarten, die mit einem kaiserlichen Rathe verlobt war. An die Anzeichen in dem Walde ward weiter nicht gedacht, und dem Anscheine nach,

war auch an keine Erfüllung davon zu denken. Agnes und ihr Verlobter waren mit bei der Hochzeit der ältesten Schwester auf einem Landgute des Bräutigams. Aber wie der Priester eben das Brautpaar zusammengeben wollte, entsteht auf einmal ein Geschrei: Feinde! Hülfe! Feinde! und ehe sich noch einer von den Gästen besinnen kann, was der Lärm bedeute, stürzt auf einmal ein Haufen Türken herein in den Hochzeitsaal, die hauen nieder, was nur Miene macht, sich zu widersetzen, rauben, plündern und schleppen Weiber und Jungfrauen als Gefangene davon. Der Anführer des Trupps sah die Braut, und, weil sie ihm gefiel, denn sie war auch sehr schön, rief er seinen Leuten, übergab sie diesen, und befahl sie ihnen auf Leib und Leben, denn er wollte sie unter seine Frauen aufnehmen. Das hatte die Erscheinung des Türken bedeutet.

Das ist entsetzlich — sagte Viola — aber raubten denn die Türken auch die arme Agnes, oder bewährte sich die Erscheinung durch ihren Tod?

Höre nur weiter — fuhr Gertrud fort. —

Der Böse legt seine Plane so listig an, daß sie der Mensch mit aller Klugheit nicht durchschaut. Wie Agnes die Türken eindringen sah, fiel sie vor Angst, und vielleicht noch mehr vor Schreck über die Erfüllung jener Bräutigamsvorschau, ohnmächtig in die Arme ihres Geliebten. Der stritt aber wacker für seine Braut, er riß einem Türken den Säbel aus der Hand und bahnte sich einen Weg durch die Feinde. In dem einen Arme hielt er die ohnmächtige Agnes, mit der andern hieb er, wie verzweifelnd, um sich, und entkam glücklich mit dem halbtodten Mädchen in das Haus ihrer Eltern, denn die Türken waren bloß auf Raub und Plünderung ausgegangen, und hatten sich nicht mit Nachsetzen verweilt. Agnes erholte sich bald und jedermann glaubte, daß sie nun ihrem Befreier und Erretter ihre Hand reichen würde, aber der Türke, der ihre Schwester wegführte, hatte sie so erschüttert, daß sie das Blendwerk in jener Nacht nun für unfehlbare Prophezeihung hielt.

Sie trennte sich also von ihm? — fiel Viola ein.

Freilich — erwiderte Gertrud — Siehst du nun die gefährlichen Fallstricke des Satans? Hätte Agnes nicht jene heillosen Künste treiben helfen, so wär sie jetzt die glücklichste Frau geworden, aber nun drängte jener schwarze Leichenzug immer den Bräutigam aus ihrem Herzen und in ihrer Brust stritt unaufhörlich die Liebe mit der Furcht vor dem Tode, denn sie glaubte sicherlich, daß sie eine Braut des Todes sei, und daß dieser, wie der Türke bei ihrer Schwester noch vor dem Altar sein Recht auf sie geltend machen werde. So grämte sie sich ab, daß sie bald nur ein bloßer Schatten der vorigen Schönheit war. Ihr Geliebter, dem sie ihre frevelhafte Neugierde nach dem Bräutigam nicht bekennen wollte, warf einen bittern Haß auf sie, wurde aber darüber fast tiefsinnig und nahm endlich unter dem tapfern Sobieski Dienste gegen die Türken, wo er Wunder von Tapferkeit that, aber den Tod nicht fand, den er suchte. Als der Krieg nun geendigt war, und er als polnischer Feldoberster entlassen wurde, lernte er Agnesens zweite Schwester kennen, und weil er seine geliebte Agnes

nicht vergessen konnte, heirathete er jene, um doch etwas zu lieben, das seiner ersten Liebe angehörte. So war denn auch diese Vorbedeutung erfüllt. Aber solche Ehen, wo man in dem Gatten nur eine frühere Liebe lieben will, gerathen gewöhnlich nicht zum Besten. Denn der Mensch soll niemals mit kindischem Eigensinn durchsetzen wollen, was ihm einmal versagt ist. So ging es auch hier. Agnesens Schwester lebte zwanzig Jahr mit ihrem Mann, allein nach den ersten Wochen entwich die Täuschung und er fand den Unterschied zwischen der eigentlichen Agnes und seiner Frau täglich größer und merklicher. Er machte weite Reisen, zog zu Felde, aber er kehrte von beiden immer mißmuthiger zurück, als er ausgezogen war. Seine Frau härmte sich darüber ab, und der lange Gram zehrte ihr Gesundheit und Leben weg. Auf ihrem letzten Krankenlager sehnte sie sich nur noch einmal ihre Schwester Agnes zu sehn. Sie schickte Boten nach ihr und Agnes kam auch. Aber zu spät. Eben als sie nach dem Haus ihrer Schwester gehn wollte, kam der Leichenzug die Straße her

und zog bei ihr vorüber. Der leidtragende Wittwer erkannte Agnes, die ganze Gewalt seiner vorigen Liebe ergriff ihn, und sich und alles um sich her vergessend, trat er aus dem Leichenzug und umarmte seine Schwägerin, und wie ihm die Thränen bei dem Wiedersehn aus den Augen flossen, ergriff er das Tüchlein, das Agnes in ihrer Hand hielt, und trocknete sich die Wange damit. Da erkannte Agnes zu spät die rechte Deutung ihrer Vorschau, und wie ein falsches Blendwerk sie um die schönsten Jahre ihres Lebens betrogen hatte. Sie hütete sich indessen, ihrem Schwager davon wissen zu lassen. Denn das soll, wie die Sage geht, den Mann zum tödtlichen Haß gegen eine Frauensperson bringen, wenn er in der Folge dahinter kommt, daß sie ihn zur Bräutigams-schau citirt hat, weil eine solche Citation die Seele mit grausamer Gewalt und tödtlichem Schmerz vom Körper reißt. Nach einem Jahr Trauer gab Agnes ihrem Schwager ihre Hand, und sie lebten noch viele Jahre mit einander, aber immer ward ihr Glück durch den Gedanken gestört, daß sie erst so spät

angefangen hatten, es mit einander zu genießen.

Siehst du Gertrud — fiel Viola freudig ein — so sind sie ja noch vereinigt worden; und recht geliebt hat Agnes doch nicht. Ich hätte meinen Serini genommen und wenn mir zehnfacher Tod gedroht hätte. Warum hatte sie aber auch so eine Auslegung von dem Leichenzuge im Walde gemacht? Sie hätte doch erst zusehn sollen, wer ihr Tuch wegnahm.

Kind — sagte Gertrud lächelnd — gestern Abend fürchtetest du dich vor der bloßen Erzählung, und nun verlangst du von der armen Agnes so viel Muth bei der wirklichen Erscheinung? Woher kommt dir denn auf einmal die Herzhaftigkeit? Ist es die frische Morgenluft, die dich so stark macht?

Nicht allein, gute Gertrud — antwortete Viola — deine Erzählung hebt selbst durch ihr Ende das Schauerliche des Anfangs wieder auf. Es ist, als wären die Leute nur geneckt worden, freilich nicht so, daß ich darüber lachen könnte, denn man muß sie herzlich bedauern,

Bayerische Staatsbibliothek München

aber doch grauet mir es nicht mehr vor den Erscheinungen; ich denke nun, ich wollte mich schon besser hüten, da ich durch deine Geschichte hinter die Blendwerke gesehn, und ihre Trüglichkeit erkannt habe.

O, liebe Viola — entgegnete Gertrud — rede nicht so vermessen! Wer kann die Listen des bösen Feindes auslernen. Er weiß jeden zu fangen. Bei dem fängt er es so an, bei jenem anders, und wer es nur mit ihm aufnimmt, der ist verloren und betrogen, eh' er es selbst noch gewahr wird, daß er in der Schlinge ist.

4.

Ein Bote von Viola's Vater unterbrach das Gespräch. Graf Harras sendete seiner Tochter noch einige Kostbarkeiten, und meldete ihr, daß sie sich bereit halten sollte, nach der Vermählung ihrer Schwester bei ihm in der Residenz zu wohnen. So glänzend die Zukunft war, welche dieser Brief Violen eröffnete, so düster war die Stimmung, in die er sie versetzte. Die Trennung von ihrem Serini,

Bayerische Staatsbibliothek München

der auf seinem kleinen Schloß lebte, und ihr mit seinen geringen Mitteln nicht in die glänzende Residenz folgen konnte, schien ihrem Herzen unmöglich, dem Befehl des Vaters sich widersetzen, war in ihren Verhältnissen unausführbar. Bestürmt von diesen Gefühlen flog sie zu ihrer Gertrud, und beschwor sie um Rath und Hülfe. Gertrud erschöpfte ihre Ueberredungskunst, sie zu trösten; aber das glühende Mädchen war nicht zu besänftigen. Ich habe geschworen — rief sie händeringend — ihn niemals zu verlassen, ich habe betheuert, eher der Seligkeit und dem Himmel zu entsagen, als ihm! Kann ich denn meinen Eid brechen, um mir ein glänzendes Loos zu bereiten, das mich von dem Geliebten trennt? Gertrud verwieß ihr die Vermessenheit solcher Eide, sie warnte sie vor jeder Uebereilung, doch sie konnte Violen nicht zurückhalten, einen Boten mit einem Brief an Serini abzuschicken, worin sie diesen beschwor, augenblicklich zu ihrer Rettung zurückzueilen. Wenn er mich jetzt verlassen könnte — sprach sie zu Gertrud — so wär er meiner Liebe unwerth,

aber er wird kommen; ich weiß, meine Liebe geht ihm über alles.

Gertrud gab sich alle Mühe, Violen zu beruhigen. Sie besuchte mit ihr einige Bekannte, und ihr Weg führte sie bei der Hütte der alten Waldmutter vorüber.

Laß uns die Wahrsagerin fragen! — sagte Viola hastig zu Gertrud — unser Weg führt uns nicht umsonst hierher.

Gertrud versuchte Alles, Violen diesen Einfall auszureden; aber vergebens. Sie wieß all' ihre Gründe mit der Vorstellung der innern Angst zurück, die sie fühle, und die ihr keine Ruhe gönnen werde, bis sie wenigstens wisse, ob ein Ausweg aus diesem Labyrinth für sie zu finden sei.

Du zwingst mich, dir nachzugeben — sagte endlich Gertrud — aber ich thue es mit schwerem Herzen, mir ahndet, daß du, statt Beruhigung nur neue Unruhe dir holen wirst; denn auf solchen Wegen, glaub' es mir, kann niemals wahre Ruhe erlangt werden.

Sie gingen nach der Wohnung der Wahrsagerin.

Ist die Waldmutter zu Haus? — fragte Viola ein kleines Mädchen, das vor der Thür saß und zur Zither sang.

Nein — erwiderte die Kleine — sie ist seit der Dämmrung fort nach Schädelmoos und Alraun. Ich warte auch auf sie. Sie muß bald kommen.

Nach einigen Wechselreden bat Viola das Kind fortzusingen.

Ich kann das Lied nicht ganz — sagte die Kleine und griff in die Saiten der Zither — ich singe nur, was ich gemerkt habe, weil es oft vorkommt:

der Mond der scheint so helle,
die Todten reiten so schnelle,
Feins Liebchen, fürchte dich nicht.

O weh! was heult vom Klosterthurm,
was flattert dort in Wind und Sturm?
Der Kauz ruft Mitternachtstunde,
die Todten halten die Runde,
Feins Liebchen, fürchte dich nicht.

O weh! laß Kauz und Todtenbein
und laß mich sehn den Bräutgam mein.
Und willst du den Bräutigam schauen,
so laß dir vor Todten nicht grauen,
Feins Lieb, sonst findest ihn nicht.

Es sind noch mehr Verse — sagte das Mädchen unwillig, nachdem sie mehrmals die Musik zu singen angefangen hatte, um sich in den Text zu helfen; — ich kann sie nur nicht merken.

Viola hatte nicht Lust mehr zu hören, und wollte auch die Waldmutter nicht länger erwarten. Gertrud glaubte ein besonderes Warnungszeichen in dem zufälligen Antreffen dieses Kindes zu finden und ermahnte Violen ernsthaft, nicht mehr an die Waldmutter und ihre prophetischen Künste zu denken.

5.

Der Tag, an dem Viola nach der Residenz abreisen sollte, erschien, und Viola sah ihm ruhiger entgegen, als Gertrud von ihrem heftigbewegten Gemüth erwartet hatte. Die

treue Erzieherin durfte ihren Liebling nicht in die Residenz begleiten. Beide trennten sich unter tausend Thränen, und versprachen einander gegenseitig den pünklichsten und fleißigsten Briefwechsel.

Viola bezauberte, wie Gertrud ihr vorausgesagt hatte, Vater, Mutter und alle Männerherzen, die in ihrem Kreise schlugen. Selbst ihre Schwester Maria, Nadasti's Braut, eine zarte Heiligengestalt, schien von der stralenden Schönheit Viola's verdunkelt zu werden. Der alte Graf Harras verdoppelte die Pracht bei den Anstalten zur Vermählung seiner ältern Tochter, denn ihr Hochzeittag sollte zugleich Violen in die Welt einführen, und nichts schien ihm glänzend genug, um seinen neuen Liebling, seinem Wunsche gemäß, zu verherrlichen.

Unter diesen Vorbereitungen erschien der Vermählungstag. Der Bräutigam wollte mit allem Glanz seines Standes und Reichthums sich zeigen, und verspätete durch die Umständlichkeit der Feierlichkeiten seine Ankunft. Die

Gäste hatten sich indessen schon zahlreich versammelt. Ihre Glückwünsche umrauschten die Braut, aber alle Blicke wendeten sich voll Bewundrung und Sehnsucht nach Viola's blendender Schönheit. Doch so freundlich diese jedem neuen Ankömmling entgegen blickte, so gelang es doch keinem, ihre Blicke länger zu fesseln, als der gesellige Wohlstand es erforderte, und jeder Eintretende zog von neuem ihre Aufmerksamkeit an sich, bis sein Näherkommen ihn von neuem ihr gleichgültig machte.

Die Braut schien über das lange Ausbleiben ihres zukünftigen Gemales etwas unruhig. Man tröstete, man sendete Späher auf die höchsten Thürme des Schlosses, und Viola selbst entfernte sich mit einigen ihrer jungen Freundinnen, um ihnen bei dieser Veranlassung die schöne, weite Aussicht aus den höher gelegenen Zimmern des Schlosses zu zeigen. Sie geriethen bald in mancherlei Gespräche, als auf einmal Lärm im Schlosse wurde und Graf Nadasti mit seinen Vasallen und Dienern in langem prächtigem Zuge ankam. Viola eilte

hinab, um bei seinem Empfang nicht zu fehlen, aber im flüchtigen Lauf schien sie den Weg nicht in Obacht zu nehmen. Sie verfehlte, im Gedräng der Neugierigen, die sich auf den Ruheplätzen der weiten Treppe versammelt hatten, eine Stufe, fiel zu Boden und ward ohne Bewußtseyn aufgehoben.

Nadasti war mit seinem Gefolg eben in der Nähe, als Geschrei und Zusammenlauf ihn ein Unglück ahnden ließen. Er eilte in das Gedräng und erstaunte nicht wenig, als er das schöne Mädchen bewegungslos und blaß wie eine Leiche vor sich in den Armen ihrer Freundinnen und Frauen liegen sah. Er fragte nach ihrem Namen und nach der Veranlassung ihres Zustandes, als eben Graf Hatras und Maria herbeieilten und die leblose Viola in ein einsames Zimmer begleiten halfen. Nadasti folgte ihnen, und klagte sich selbst an, daß er, wiewol unschuldig, durch das Gedräng seines Einzugs, vielleicht eine Veranlassung zu dem Unglücksfalle gegeben habe. Man wendete alle Mittel an, aber vergebens. Die Aerzte

schienen bedenklich, obgleich von außen keine bedeutende Verletzung an Viola zu bemerken war. Vater und Mutter waren in Verzweiflung und Nadasti fühlte, daß bei der Ungewißheit des Ausganges die Vermählungsfeierlichkeit nicht wohl vollzogen werden könne. Graf Harras dankte ihm für die aufopfernde Rücksicht auf seinen Schmerz, und die weinende Maria sank mit einem Blick unnennbarer Wehmuth an den kalten Busen ihrer bleichen Schwester.

6.

Viola an Gertrud.

Verbirg deine frommen Augen nicht vor deinem gefallenen Kinde, Gertrud! Lies das Bekenntniß meiner Schuld, und wenn Viola dann noch deines Mitleides werth scheint, so eile, ihr zu helfen mit Rath und Tröstung. Du verweisest mir meine Unachtsamkeit, die Gefahr über mich und Bangigkeit und Störung über mein Haus gebracht habe. O Gertrud, möcht' ich diesen Verweis verdienen! Nicht Unachtsamkeit war es: ein Schrecken,

das mein Innres mit Blitzesgewalt zerriß, warf mich besinnungslos zu Boden. Du sollst Alles wissen.

Du lobtest in den letzten Tagen unsres Zusammenlebens auf Roseck oft die Fassung, mit der ich meiner Reise und meiner Bestimmung entgegen ging, obwol sie mich von meinem geliebten Serini vielleicht auf immer trennte. Wie wenig verdient' ich dein Lob! Diese Fassung, wie du sie nanntest, war in einer dunklen Stunde von unheiligen Mächten mir gegeben. Sie war die Frucht einer verbotenen Erkenntniß, die meine Sehnsucht über die Gränzen des Paradieses meiner Kindheit trieb. Ach, darum folgt' ich so gelassen den vorausgeeilten Wünschen! Gertrud, ich bin fürchterlich bestraft!

Ahndest du meine Schuld? Höre! Als jener Bote, den ich in der Angst meines Herzens nach Serini schickte, mit leeren, todten, eiskalten Worten zurückkam, und statt des Geliebten, der mich schützen sollte, niemand mir nahte, als herzzerreißende Verzweiflung, da weckten die Schatten der Abenddämmrung keine

bange, zaghafte Furcht mehr in der Brust deiner unglücklichen Viola. Sie sehnte sich nach einem Helfer aus einer fremden, dunklen Welt, da die Erde keine Zuflucht bot, und der Himmel seine Engel zurückhielt. Damals entwich ich leise deiner Obhut; während du mütterlich für meine irdischen Bedürfnisse sorgtest, ging vielleicht das Heil meiner Seele verloren. Ich fand ohne Führer den unbekannten Weg durch Wälder und Felsengründe, und stand vor der Hütte, von der mich früher das Kind mit seinem unheimlichen Gesang wegschreckte. Ach, kein warnender Engel hütete jetzt die furchtbare Pforte, oder mein bethörter Sinn erkannte die Warnung nicht. Ein bleicher abgehärmter Knabe, kaum so alt, als ich, lag auf der Schwelle, und sang mit sterbender Stimme ein Liebeslied an Walfrida, nach einer wildsehnsüchtigen Weise, die er sich selbst bloß mit dem Tamburin begleitete. Du Glückliche, sang er mir zu mit Wahnsinn in Blick und Ton, du wirst Walfrida sehn, und Santo muß in Liebesglut vergehn! Walfrida, Walfrida!

Was säumst du mich zu tödten,
zur Liebesflut
mit meinem Blut
dein Abendbad zu röthen?

Entfeßle seine Quellen;
es spielt mit Lust
um Arm und Brust
in heißen Liebeswellen.

Mir grausete bei dem Liede und der furchtbaren Begeisterung, womit der Knabe sein Instrument dazu schwang. Gleichwol vermehrte sein Wahnsinn nur mein Verlangen, die Waldmutter zu sehn. Ich klopfte an die Thüre. Ein ansehnliches, schwarzgekleidetes Weib trat heraus. Sie bemerkte den Knaben nicht, der mit seinen Lippen auf den Saum ihres Kleides sank. Willkommen, Jungfrau, redete sie mich an, ihr kommt zu bequemer Zeit. Was begehrt ihr? Ich schwieg, denn mein Mund wollte nicht aussprechen, was das Herz dachte; aber sie nahm das Wort wieder. Redet ohne Scheu, sagte sie, wollt ihr wissen, ob eure Liebe euch treu ist, oder wollt ihr sehn, was euer

Buhle, von euch abwesend, beginnt, oder wollt ihr den künftigen Bräutigam schauen? Walfrida zeigt euch alles, in Mond und Wolken, in Spiegel und Krystall, in Rauch und in leiblichem Bild, wie ihr es begehrt. Zeig' mir meinen künftigen Gemal, sagte ich zitternd, daß ich erkenne, ob es mein Geliebter sei, oder ein anderer. Das Weib hieß mich nun ihr nachfolgen. In der Hütte gingen wir durch viele Gemächer, die in den Felsen gehauen waren, zu dem die Hütte nur den Eingang bildete. Alles war hier wunderbar ausgeschmückt, und Walfrida redete mir viel vor von Erdspiegeln, Alraunen und andrem Zauberwesen, zeigte mir auch dieses und jenes, aber die Angst ließ mich auf nichts merken. Endlich führte sie mich in ein weites Gemach und hieß mich eine kleine Weile warten. Es war finstre Nacht um mich, und ich getraute mich keinen Schritt vorwärts oder rückwärts zu treten, wiewol ich mich sehr fürchtete, und die Augen fest zuschloß, um nichts zu sehn. Auch war es todtenstill um mich, und nur dann und wann dünkte es mich, als hört' ich

die Stimme jenes Knaben. Aber plötzlich fühlte ich einen Schmerz in der Brust, als durchborte sie glühender Drath, so daß ich laut aufschrie. Als nun Walfrida auf mein Geschrei herzutrat, und ich ihr erzählte, was mir begegnet war, da verlachte sie mich fast höhnisch, daß ich mich entsetzte, aber bald hieß sie mich gutes Muths seyn, und setzte drei hohe brennende Kerzen in das Gemach. Um mich aber legte sie einen pergamentenen Streif mit abenteuerlichen Bildern und Charakteren, aus dem verbot sie mir zu treten, was auch immer um mich her vorgehn möchte. Nun sprach sie unverständliche Worte, sang auch einiges dazwischen, und lief dazu mit fürchterlichen Geberden im Kreise um mich herum. Nach einer Weile kam der Knabe mit dem Tamburin und kniete vor der Zauberin nieder, aber diese ergriff einen metallenen Spiegel, der umgewendet an der Wand lehnte, den hielt sie schnell, ohne darein zu blicken, dem Knaben vor, und er sank augenblicklich todt zu Boden, daß ich fast vor Graus über die That aus dem Kreise gesprungen wär, wenn

mich das Weib nicht gehalten hätte, und mit fürchterlicher Drohung gezwungen im Kreise zu bleiben. Das ist ein neuer Planetenspiegel, sagte sie, der in der kräftigsten Constellation gearbeitet ist, darum bringt er dem ersten, der hineinsieht, unvermeidlichen Tod. Nun aber ist er unschädlich und du sollst seine erste, volle Kraft erfahren. Sie fing nun von neuem an zu beschwören, und gebot mir wohl Acht zu haben, denn ich war von dem schnellen Tod des Knaben heftig bestürzt. Da sah ich bald in dem Spiegel das Bild eines Mannes, der mein ganzes Herz auf einmal umwandelte und an sich zog, daß ich die Augen nicht von ihm wenden konnte, und entzündet wurde, bis zum Wahnsinn, als strömte die Liebeswuth des Knaben aus dem Spiegel, der ihm den Tod brachte in mich. Das Bild im Spiegel schien nach einer Weile näher zu kommen, und bald war es nicht mehr im Spiegel, sondern stand in leiblicher Gestalt, als ein wirklicher Mensch dicht neben dem Zauberkreise vor mir, so, daß ich jeden seiner Züge klärlich unterschied. Er trug prächtige ungarische Kleidung, als ein

vor=

vornehmer Magnat und war mit vielen glänzenden Orden geziert. In seiner Hand hielt er ein schönes Bild in goldener Fassung mit feurigen Edelsteinen. Wie er näher auf mich zu schwebte, sah er mich mit Blicken an, wie noch kein Mann, auch Serini nicht, dessen Blicke mir gegen diese wie matter Schimmer gegen Sonnenglanz schienen. Nun sank er vor mir auf die Knie und streckte bittend die Arme nach mir aus, da sah ich, daß das Bild in seiner Hand zerbrochen war und ihn blutig geritzt hatte, daß ihm Arm und Kleid davon geröthet war. Ich vergaß alles um mich her, und wollte nicht aufhören ihn zu beschauen, und als mir beifiel, der sei mein bestimmter Gemal, hätte mich die Wonne dieses Gedanken fast getödtet. Da störte mich die Wahrsagerin in meinem Glück und sagte: Ihr seid zufrieden, wie es mir scheint, aber besinnt euch und entlaßt das Schattenbild wieder. Ihr träumt nicht, überzeugt euch und nehmt etwas von ihm, was es auch sei zum Andenken, oder werft ihm etwas zu, denn solches geziemt der Jungfrau, die den Bräu-

tigam ruft. Ich fürchtete mich aber, und weigerte mich zu thun wie sie begehrte. Da ward sie zornig, daß ihr die Augen funkelten, und sprach: So haltet mir den Mann wenigstens nicht auf, Jungfrau! meint ihr, daß ihr eurer Liebesbrunst bei mir pflegen sollt? Ihr habt gesehn, den ihr sehn wolltet, rührt ihn nun an mit der Hand, oder mit was ihr sonst wollt, daß er von hinnen gehe. Ich wußte nicht, was ich ergreifen sollte, denn die Hand wollt' ich dem Schattenbilde nicht reichen; da zog ich eine Schmucknadel aus meinem Haar, die den Schleier anheftete, und berührte damit die Hand, welche die Erscheinung gegen mich ausstreckte, und worin sie das zerbrochene Bild hielt. In dem Augenblick war alles verschwunden, und ich fand mich mit der Wahrsagerin allein. Hab' ich geträumt? — rief ich aus, und sah mich um, überall, ob ich nichts mehr erblicken könnte. Ihr habt nicht geträumt, sagte das Weib zu mir; seht an eurer Schmucknadel noch das Blut von der Wunde eures künftigen Gemals. O, meine Gertrud, es war, wie das Weib sagte! der Stein am

Knopfe der Nadel war blutig. Ich rieb hastig das fürchterliche Zeichen, aber ich konnte das Blut nicht ganz vertilgen. Nun eilt' ich bestürzt nach dem Schlosse, und wunderte mich noch alles wach zu finden, da ich geglaubt hatte, die halbe Nacht bei dem Weibe gewesen zu seyn, aber niemand hatte mich vermißt, und die Uhr zeigte mir, daß ich nicht viel über eine halbe Stunde mit allen diesen schauderhaften Begebenheitèn zugebracht hatte. Ich entkleidete mich, und meine blutgefärbte Nadel erfüllte mich von neuem mit Grauen, ich versuchte nochmal die Spur des Blutes zu vertilgen. Vergebens! Immer zog sich ein röthlicher Blutstreif über den so reinen Diamant; erst als der Morgen mir zu meiner bangen Arbeit leuchtete, ward der Schein bleicher, und ich hatte die Nacht ruhelos in furchtbarer Angst verwacht. O, Gertrud, es war nicht die einzige bange Nacht! Sie ist fruchtbar, wie die Sünde. Wie viel Schreckensstunden wird sie mir noch gebären!

Erräthst du nun den Zusammenhang? Jene Erscheinung hatte mich mit der heftigsten Liebe entflammt. Gertrud, die schüchternen Augen

deiner Viola blickten jetzt frei um sich in die Schaar der Männer, sie suchten das schöne Urbild zu jenem unbekannten Schattengesicht. Viel schöne junge Männer drängten sich um mich, als meine Schwester ihren Bräutigam erwartete. Keiner war dem Bild' in meinem Herzen ähnlich. Endlich, als das Geschrei im Schloß erscholl: der Bräutigam kommt! und ich die Stufen hinabeilte, ihm die Schwester mit dem Vater entgegen zu führen; o ihr Heiligen! da stand er vor mir, schön, wie damals in jener Nacht. Ich banne meine ganze Seele in meine zweifelnden Augen; da hebt er die Rechte, ein Verband zeugt von einer Wunde. Er war es, Gertrud, Nadasti war es, Maria's Verlobter! Alle Sinne verließen mich; ich sank zu Boden. Wie lang' ich bewußtlos gelegen hatte, erfuhr ich erst spät. O daß ich nie erwacht wäre!

Was soll ich nun beginnen, meine treue Gertrud? Rathe mir. Kann ich schwaches Mädchen ändern, was vom Schicksal unwiderruflich beschlossen ist? Nadasti liebt mich, das sagen mir seine Blicke. Er sucht mich

überall und versäumt meine Schwester, die himmlisch duldende Maria. Noch immer ist sie nur seine Braut, nicht seine Gattin. Wie soll das enden!

7.

Nadasti war von Viola's Anblick nicht weniger entzündet worden. Er wich nicht von ihrem Bett, und als sie zum erstenmal das Zimmer verlassen durfte; bot er alles auf, den Tag mit der größten Auszeichnung als ihr Genesungsfest zu feiern. Die ganze Gegend rings umher war zu Vergnügungen allerlei Art eingeladen, um Violen bei jedem Schritt mit neuen fröhlichen Auftritten zu überraschen.

Es ist sonderbar — sagte Nadasti, als von den Gästen einige Worte über Viola's Unfall gewechselt wurden — daß ein ziemlich ähnliches Schicksal gewissermaaßen eine natürliche Verwandtschaft zwischen mir und unsrer Viola anzuzeigen scheint. Auch ich hatte, wenig Tage zuvor, einen, mir unerklärlichen Zufall, den ich mit meiner sonst so festen Gesundheit nicht in Uebereinstimmung zu bringen

verstehe. Ich hatte eben meiner theuren Maria Bild erhalten, und in der Freude über die Schönheit meiner holden Freundin drückte ich das Gemäld' an meine Lippen, als mir plötzlich eine unbeschreibliche Beklemmung Athem und Besinnung raubte, und ich, wie Viola, eine lange Zeit bewußtlos am Boden lag, bis ich mich endlich unter den Händen meiner Diener nach und nach erholte. Mein schönes Bild war in der Heftigkeit meines Falles zerbrochen, und von meinem Blute, denn das Glas hatte meine Hand nicht unbedeutend verletzt, bis zur Unkenntlichkeit verlöscht. Welch Glück, daß unsre Viola ohne gefährlichere Verletzung der Gefahr entgangen ist!

Viola war bei dieser Erzählung etwas erblaßt. Nadasti nahm es für Theilnahme. Wie freue ich mich — sprach er mit steigender Wärme — dieses Zufalls, der meinem Leben mit dem Ihren einen, wenigstens scheinbaren Zusammenhang gibt. Es ist mir, als hätt' ich Sie, liebste Viola, schon irgendwo gesehn, wär' es auch in einer andern Welt. Nennen Sie mich immerhin Schwärmer; es bleibt doch

ein schönes Märchen, sich das Band der Liebe und Freundschaft so heilig und unauflöslich zu denken, daß selbst eine zweite Welt es noch als zarte mystische Vereinigung, die wir oft Sympathie nennen, ehrt und fortführt. Lassen Sie mir die Fantasie, die mich erfreut, wenn Sie sie auch nicht mit mir theilen wollen, oder irre ich mich nicht, und wär' ich Ihnen auch beim ersten Anblick mit dem Recht eines vormaligen Freundes erschienen?

Viola schwebte in peinlicher Bangniß vor nähern Erklärungen. Sie wendete das Gespräch, so gut sie es in der Angst vermochte. Der Zufall begünstigte sie. Maskenaufzüge, ernster und komischer Gattung erschienen, und vereinigten sich zu fantastischen Tänzen in Sälen und auf freien Plätzen. Als die Sterne zahlreicher von dem dunklen, klaren Himmel herabblickten, tanzte Nadasti scherzend mit Viola aus den Reihen heraus, und auf dieses Zeichen wandelte sich, wie durch Zauber die Gegend. Festliche Feuer flammten auf den Berggipfeln, die Wälder brannten in farbigem Schmuck, von dem Boden stiegen Sternheere

auf und wetteiferten mit den Lichtern des Himmels, und ringsum, unter Donner und Musik, hallte Viola's Name, begrüßt und gefeiert, aus Wäldern und von Felsenwänden wieder. Die Ueberraschte blickte hocherröthend zu Nadasti auf. Er schloß sie fest in seine Arme, und ein schneller, glühend erwiderter Kuß lößte die letzte, leichte Hülle ihres gegenseitigen Geheimnisses.

Die kühlere Nachtluft versammlete nun die Gesellschaft in die Säle des Schlosses. Tanz und gesellige Spiele wechselten, und die Masken gaben Veranlassung zu mancherlei Verkleidungen und romantischen Zusammenstellungen. Als Viola ein orientalisches Gewand auf Nadasti's Bitten angelegt hatte, und dieser ihren Kopfschmuck zu ordnen bemüht war, reichte ihm Maria zu Befestigung des Schleiers ihre Schmucknadel. Plötzlich erbleichte Nadasti, und wehrte sie mit wildem Blick ab. Was ist das? — rief er heftig bewegt — weg, fort mit der Nadel! Die Umstehenden sahen ihn befremdet an, aber er faßte sich schnell. Vergeben Sie, schöne Maria —

sagte er nach kurzem Besinnen — diese Nadel erinnerte mich an etwas, das mit Blitzesschnelle vor meinem Gedächtniß vorüberging, und mir schon entflohn ist, so viel Mühe ich mir auch gebe, es zurückzurufen. Vielleicht geht es mehrern so wie mir, daß ganze Begebenheiten, wie zuweilen Worte, auf die man sich besinnen will, durch verwandte Klänge oder Bilder in der Erinnerung angeregt werden, ohne ganz deutlich in das Bewußtsein zu kommen. So war es mit dieser Nadel, als Sie mir sie reichten. Sie erschütterte mich bis in das Innerste, ich weiß nicht warum, und wirklich fühle ich sogar jetzt noch körperlichen Schmerz in meiner noch nicht völlig geheilten Wunde.

Maria reichte ihm nochmals die Nadel. Besehn Sie die Nadel nur genau — sprach sie lächelnd — und Sie werden sich bald auf sie besinnen. Es ist dieselbe, die Sie mir auf dem Ball, wo wir bekannt wurden, gegen meine verlorne eintauschten.

Nadasti's fortgesetzte Weigerung, die Nadel anzunehmen, schien Maria unwillig zu

machen. Sie sind ein Kind — sagte sie — laß dir die Nadel von mir aufstecken, Viola, da der Graf einmal so eine wunderbare Antipathie dagegen hat.

Nein, nein! — rief Viola heftig abwehrend — Wie kannst du mir zumuthen die Nadel zu tragen! Nimmermehr soll so eine Nadel an mir zu sehn seyn.

Viola erschrak selbst über das, was sie in der Heftigkeit gesagt hatte. Allein Nadasti nahm ihre Weigerung für ein hervorbrechendes Zeichen ihrer Liebe zu ihm. Wie viel gütiger sind Sie gegen mich gesinnt, als Maria — sagte er zu Viola — und ein Blick auf Maria verrieth, daß seine neue Liebe in diesem Augenblick den bedeutendsten Sieg über das letzte Hinderniß in seinem Herzen erkämpft habe.

8.

Viola hatte mit Entsetzen die furchtbare Wirkung dieser Nadel auf Nadasti gesehn. Die Worte in Gertrud's Erzählung: Es soll der Sage nach tödtlichen Haß wecken,

wenn ein Mann erfährt, daß ihm eine Frauensperson zur Vorschau gerufen habe, fielen lastend auf ihr Herz, und sie eilte auf ihr Zimmer, um den unglücklichen Schmuck, dessen Abbild schon so mächtig wirkte, von sich zu entfernen. Hastig öffnete sie das Etui, aber bleich vor Schreck und tief erschüttert fuhr sie zurück, denn Stein und Fassung war, wie in jener Nacht, von Blut entstellt. Sie warf schaudernd den Gegenstand des Schreckens von sich, und am Morgen, eh noch ein Lauscher erwacht seyn konnte, senkte sie den verrätherischen Zeugen ihrer That in die verborgenste Spalte der Gebirgsfelsen.

Für Serini war indessen Viola's und Nadasti's Liebe kein Geheimniß geblieben. Er klagte der treuen Gertrud den Wankelsinn seiner Geliebten; allein diese weigerte sich, in einem Verständniß, das sie bloß aus nachsichtiger Schwäche für ihre geliebte Pflegtochter geduldet hatte, eine Vermittlerin abzugeben. Er schrieb nun selbst an die Treulose, allein Viola, welche den Inhalt errathen konnte, verschob die Eröffnung der unangenehmen Briefe von einer

Zeit zur andern, und ihre Antwort blieb aus. Serini war nun auf das äußerste gebracht; er fühlte sich verlassen, ja verachtet: seine Liebe verwandelte sich in den bittersten Haß, und er schwur tödtliche Rache an Viola und Nadasti. Unerkannt war er bei jenem Feste, womit Nadasti Viola's Genesung feierte; er sah der beiden Liebenden Sehnsucht und war Zeuge ihres ersten einweihenden Kusses. So überzeugte er sich selbst von seinem Geschick. Maria schien ihm gleiches Recht zur Rache an den Liebenden zu haben, als er, und mit ihr beschloß er sich zu Beider Verderben zu vereinigen.

Allein der Ungestüme hatte sich verrechnet. Maria hatte Nadasti's und Viola's Liebe früher als Serini gesehn. An jenem Tage, wo ihre Vermählung so unerwartet gestört wurde, hatte sie allein den tiefen, ahndungsvollen Blick in Viola's Herz gethan. Sie liebte ihre Schwester von ihrem ersten Eintritt in das väterliche Haus mit wunderbarer Schwärmerei. Die lange Verborgenheit, in der Viola, wie sie glaubte ihretwegen ver-

nachläßigt, gelebt hatte, war ihrem zarten Gemüth ein stiller Vorwurf, der sie trieb, mit aufopfernder Liebe, alles zu thun, um Viola mit dem Schicksale, das ihre Kinderjahre getrübt hatte, zu versöhnen. Als nun die geliebte Schwester so nahe dem Tode in ihrem Arm lag, that sie das stille Gelübd, ihre Liebe, die sie ahndete, nicht zu stören, und die Schwärmerei, die sie schon in ihrer Kindheit zum Kloster zog, erwachte mit erneuter, doppelter Gewalt. Ohne sich und ihren stillen Vorsatz zu verrathen, beobachtete sie die Liebenden, und als Serini's Eifersucht ihr die sichersten Beweise brachte, daß Viola nur in Nadasti's Liebe sich glücklich fühle, stand ihr Entschluß fest. Sie mahnte Serini ernsthaft von seinem Entschluß ab, die Liebenden seiner Rache zu opfern, und als Bitten und Zureden fruchtlos blieben, drohete sie, seinen Plan Nadasti zu entdecken. Serini stellte sich von ihr überredet, versprach die Rache aufzugeben, und die Treulose zu vergessen; aber im Herzen beschloß er sein Vorhaben allein, und um so sicherer auszuführen.

9.

Nadasti vergaß über seiner neuen Liebe beinah ganz Maria als seine Braut zu betrachten. Mancherlei Scherze über den kalten sehnsuchtlosen Bräutigam erregten erst seine Aufmerksamkeit, und als Graf Harras einmal im Gespräch über die gestörte Vermählungsfeier vorschlug, Maria's bald eintretenden Geburtstag zum Hochzeitfeste zu wählen, half ihm nur der Einfall aus der Verlegenheit, daß das Zusammentreffen häuslicher Feste die Zahl der Freudentage mindere, und er Maria's Geburtstag als ein besondres Fest feiern müsse.

Serini hatte diesen Tag zu seiner Rache ausersehn. Schon den Abend zuvor durchstrich er die Gegend. Der Zufall führte ihn auf den Weg, den Nadasti und Viola eben zu einem Spaziergang gewählt hatten. Blinde Wuth der Eifersucht ließ ihn seinen Plan vergessen, er sah den glücklichen Nebenbuhler, richtete sein Gewehr nach ihm, aber zitternd vor Leidenschaft fehlte er das Ziel und streifte bloß Viola's Gewand. Nadasti's Ruf nach dem

Schuß versammelte die Landleute, und während er selbst die erschrockene Viola zum Haus zurückführte, verfolgten diese den Thäter.

Man rieth vergebens auf den Unternehmer der verwegenen That, als Serini gefangen eingebracht wurde. Nadasti beschloß auf der Stelle seinen Tod, sobald er zuvor auf der Folter den Beweggrund zu seinem blutigen Vorhaben bekannt haben würde. Die Untersuchung sollte nur bis nach den Festlichkeiten des morgenden Tages ausgesetzt bleiben. Viola ertrug es nicht, den von ihr so tief gekränkten Serini um ihretwillen sterben zn sehn. Sie öffnete unbemerkt, während der Zerstreuungen des festlichen Tages sein Gefängniß, und Serini, unwissend, wem er seine Freiheit danke, ergriff die Flucht.

Nadasti wüthete, als man am folgenden Tage den Gefangnen vermißte. Er forderte die genaueste Untersuchung, aber niemand hatte den leichtesten Schatten eines Verdachtes gegen sich. Einzig Maria war von mehrern Personen mit Serini im einsamen angelegentlichen Gespräch gesehn worden; doch hatte man dieses vor

mehreren Tagen bemerkt, als man von Serini's blutiger Absicht noch nicht die entfernteste Muthmaßung haben konnte.

Der entsetzlichste Verdacht erwachte nun gegen Maria. Sie hatte — so schien es — um Serini's Vorhaben gewußt, vielleicht gar ihn zum Rächer ihrer Liebe gewählt. Auch seine Befreiung schien ihr Werk, um das gefährliche Zeugniß ihres Mitschuldigen zu verhindern. Nadasti hatte kaum nöthig eine Trennung von seiner Braut zu wünschen, um diese Umstände als beweisend gegen sie anzusehn. Er stellte sogleich jede weitere Nachforschung ein, aber dem alten Graf Harras lies er die Wahl, ob er die Untersuchung wegen Serini's Entweichung fortgesetzt, oder die Verbindung mit Maria wegen des auf sie gefallenen Verdachtes aufgehoben wünsche. Harras erklärte sich um so lieber für das leztere, da Nadasti sich erbot, durch eine Vermählung mit Viola jeder öffentlichen Misdeutung zuvorzukommen, und der Ausgang einer genauen Untersuchung für Maria's und seiner Familie Ehre sehr zweifelhaft schien.

Bei

Bei der Heimlichkeit, mit welcher alle diese Unterhandlungen getrieben wurden, ahndete Viola nichts von dem Verdacht, der auf ihre Schwester fiel. Maria selbst war ohne den geringsten Argwohn, als einige Zeilen von Nadasti ihr in kaltem bittrem Tone die Nothwendigkeit anzeigten, daß ihre Vermählung zurückgehn müsse. Die Ursachen waren als ihr hinlänglich bekannt vorausgesetzt. Maria faltete das Papier mit schmerzhaftem Lächeln zusammen. Das verdiente ich nicht für meine Liebe, sagte sie ruhig, und verließ das Schloß ihrer Eltern, an die nach wenig Stunden ein Abschiedsbrief von ihr aus dem nahen Kloster ankam. Viola war anfangs über Maria's Entfernung untröstlich, weil aber Graf Harras ein tiefes Stillschweigen über diese Begebenheit beobachtete, und dadurch zugleich jedem andern auflegte, so ahndete sie ein unerfreuliches Geheimniß. Sie fürchtete sich die Hülle zu durchblicken, unter deren Dunkel sie den Weg zu dem längst ersehnten, und ihr noch so wunderbar zubereiteten Glück gehn sollte.

10.

Der Tag von Maria's Einkleidung war vorüber, und Nadasti suchte nun seine Vermählung mit der geliebten Viola möglichst zu beschleunigen. Er stellte sogar einen beträchtlichen Theil der Festlichkeiten ein, mit welchen er seine Vermählungsfeier zu verherrlichen gesonnen war, und begnügte sich seine Verbindung bloß im Kreis der Familie und einer kleinen Anzahl der nächsten nachbarlichen Freunde zu vollziehn. Außer der Sehnsucht seiner Liebe, bestimmte ihn noch zu dieser Eile eine Krankheit Maria's, die bedenklich zu werden schien, und mit einer unwillkommenen Verzögerung drohte. Maria's liebendes Herz konnte die vielen Kränkungen und Leiden nicht ertragen, welche die letzten Tage über sie gehäuft hatten. Sie erlag ihrem Schmerz und sehnte sich nur, ihre geliebte Schwester noch einmal zu sehn. Viola erfuhr nichts von diesem Wunsche, denn ihr Vater und Nadasti fürchteten von der so sehr verkannten Maria neue Gefahr für ihren Liebling, und täuschten Violen mit den beruhigendsten Nachrichten von ihrer Schwester.

So erschien der Vermählungstag. Viola brachte die Nacht zuvor schlaflos, in wilden Fantasien zu. So nah' ihrem Glück, fehlte ihr die Ruhe, sich dessen zu erfreuen. Die Zithertöne jenes Kindes umhallten sie, und unwillkührlich sang sie zu der schauerlichen Melodie:

und willst du den Bräutigam schauen,
so laß dir vor Todten nicht grauen.

Dann schien ihr die blutige Nadel überall zu begegnen, vergebens warf sie sie von sich, immer kam sie wieder, und immer blutiger in ihre Hand, und, wie damals in der Hütte der Wahrsagerin, durchdrang ihre Brust jener stechende Schmerz, der sie aus den furchtbaren Träumen weckte, um sie noch furchtbareren zu überlassen. Endlich, als der Morgen dämmerte, und die Erschöpfte in dem matten Strahl Trost zu finden meinte, da zittert' es wie weißer Morgenduft vor ihrem Bett, und eine blasse Nonnengestalt beugte sich langsam über sie hin. Viola erkannte Maria's Angesicht, ein heftiger Schrei rief ihre Frauen herbei, und mit Entsetzen sahen diese eine weiße Schattengestalt

von Viola's Bett weggleiten und in den hereinfallenden Morgenstrahlen verschwinden.

Nadasti entsetzte sich vor Viola's entstelltem Ansehn, als er kam, seine Braut zum Altar zu führen. Sie schützte ein Fieber vor, das sie gestern schon gefühlt, aber vielleicht zu wenig geachtet habe. Nur nach Maria fragte sie ängstlich, allein man war noch ohne Nachricht von ihr aus dem Kloster. Viola hatte alle Fassung nöthig, um ihren Platz vor dem Altar zu erreichen. Immer fürchtete sie noch im letzten Augenblick eine gewaltsame Störung ihres Bundes, und die Enthüllung einer entsetzlichen Täuschung bei dem Zutreffen jener Vorschau. Endlich waren die feierlichbindenden Worte gesprochen, und der erste freie Athemzug erleichterte ihre bange Brust. Die Schrecken der vergangenen Nacht erschienen ihr als wesenlose bedeutungsleere Traumbilder, und sie schmiegte sich im Bewußtseyn des sichern Glücks liebend an die Seite des Gemals, der sie froh den versammelten Gästen als seine Gattin vorstellte.

II.

Man bereitete sich eben zur Tafel, als eine Botschaft von der Aebtissin des Klosters die Trauerpost von Maria's Verscheiden brachte.

Sie endete wie eine Heilige — sagte die Laienschwester, die während der letzten Nacht mit andern Nonnen bei der Kranken gewacht hatte — die ganze Nacht sehnte sie sich nur nach ihrer Schwester, und betete brünstig, daß ihr Gott die Gnade geben möchte, ihre Viola vor ihrem Ende zu sehn, so, daß ihr die schmerzhaften Thränen wie Blutstropfen aus den frommen Augen flossen. Als nun die Schwestern den Sterbegesang um sie anstimmten, schlossen sich ihre Augen und sie lächelte freundlich im Schlaf wie eine Selige unter Engeln. So lag sie wol gegen eine Viertelstunde, dann schlug sie langsam die hellen Augen auf und sah uns so freundlich an, daß wir alle weinten, denn wir glaubten der Schlaf habe sie erquickt. Aber sie sprach leise zum Himmel gewendet: Nun nimm mich auf, ich habe meine Viola gesehn und sterbe gern. Die Schwestern wollten es ihr ausreden, aber sie

lächelte und sprach: ich weiß, was ich rede, ich war bei meiner Viola. Dann schloß sie die Augen und wir beteten für die Entschlafene.

Ja, ja! — rief Viola — es war ihr Geist, es war kein Traum. O meine Maria, ich habe dich gesehn, und du bist mit Liebe zu mir in die Ewigkeit gegangen!

Die Anwesenden erstaunten, und meinten, Viola spreche in neuer Fieberfantasie, aber ihre Frauen traten hinzu und berichteten, was sie bei der ersten Morgendämmerung in Viola's Schlafzimmer gesehn hatten. Die Zeit stimmte auf das genaueste überein, denn noch vor dem Morgenroth war Maria verschieden.

Die Freude des Tages war durch diese Trauerbotschaft gestört. Auch Nadasti war tief erschüttert. Maria's Liebe zu Viola war durch ein wunderähnliches Ereigniß bestätiget, der Himmel selbst schien den Verdacht gegen die Entschlafene vernichten zu wollen. Wunderbar und unbegreiflich — rief er — diese Maria, die Mörder gegen Viola dingt, voll solcher Liebe zu der Verfolgten! Wer kann diese Widersprüche vereinigen!

Wer darf meine Maria so lästern — rief Viola — Welche abscheuliche Heimlichkeit liegt hier verborgen!

Nadasti schwieg. Graf Harras gab seiner Tochter einige Winke über Maria's entdecktes Einverständniß mit Serini.

Lüge, abscheuliche Verläumdung! — entgegnete Viola heftig — Gott ist mein Zeuge, Maria verabscheute diese That, sie warnte mich selbst vor Serini. O, jetzt versteh' ich erst ganz deine Warnung, unschuldige Heilige!

Nadasti erwähnte Serini's heimliche Befreiung aus dem Gefängnisse, welche Maria des Einverständnisses verdächtig machte.

Viola war wie vernichtet. Unselige Verwirrung — sagte sie mit schwacher Stimme — Ich öffnete das Gefängniß. Sollt' ichs gestatten, daß meinetwegen ein Mensch getödtet werde? konnt' ich Serini für mich sterben lassen? Maria wußte nichts von meiner That. O Heilige, kannst du mir vergeben, deiner Mörderin?

Nadasti und Graf Harras versuchten alles, um Viola zu beruhigen. Sie bekann-

ten sich allein an dieser traurigen Verwirrung schuldig, durch die Rücksicht auf Convenienz, welche damals eine genauere Untersuchung verhindert und dadurch die Enthüllung der Wahrheit unmöglich gemacht hatte. Allein nur Maria's Erscheinung konnte der Verzweifelnden einigen Trost geben, und diese ward bald der einzige Gegenstand des Gespräches.

12.

So befremdend uns dergleichen Vorfälle scheinen — sagte unter andern der Priester, der die Trauung vollzogen hatte — so dürfen wir doch mit unserm Urtheil über Täuschungen und Unmöglichkeiten nicht zu schnell seyn. Daß etwas gegen die Gesetze der Natur geschehe, ist freilich unmöglich, nur sollten wir unsre Kenntniß der Naturgesetze nicht mit diesen Gesetzen selbst verwechseln, und das für unmöglich halten, wovon wir die Gesetze noch nicht einsehn. Die körperliche Natur zeigt uns unerklärliches genug, dessen Wirklichkeit wir nicht bezweifeln, um nur ein bekanntes zu nennen, die Bewegung des Weins im Gefäß zur

Zeit der Blüte. Warum wollen wir der geistigen Natur, deren Gesetze wir noch weniger kennen, unsre oberflächliche Kenntniß als Gränze festsetzen? Wir lesen und hören Beispiele von einer ähnlichen Anziehungskraft unter Geistern wie unter Körpern, statt aber als geistige Naturforscher ihre Gesetze zu untersuchen, fertigt die faule Vernunft, daß ich nicht sage der Unglaube, alles mit dem Wort Täuschung und Unmöglichkeit ab.

Sie überreden uns am Ende wol von der Wirklichkeit der Vampyrs, die unsre Nachbarn beunruhigen? — wandte einer von den Gästen scherzend ein.

Ich wünsche nur eine unbefangene Untersuchung — antwortete der Geistliche ruhig — man muß bei einer Rechnung sich nicht ein Facit zuvor einbilden, sonst läuft man Gefahr falsch zu rechnen. Ein andres ist aber immer ein Vampyr, ein andres ein Geist, der sich auf kurze Zeit von seinem Körper trennt, weil ihm entweder Sehnsucht oder eine fremde Gewalt zwingt ihn zu verlassen. Vom erstern Fall haben wir das neue Beispiel an unsrer

seligen Maria, vom andern sind uns Erzählungen von Citationen genug bekannt, und alle stimmen darin überein, daß der Citirte unter furchtbarer Angst in einen todtähnlichen Zustand versetzt wird, und darin bleibt, bis sein Geist in den Körper zurückgekehrt ist.

Fast möchte ich Ihnen beistimmen — fiel Nadasti ein — könnt' ich nur errathen, wer mich citirt haben sollte. Vor einigen Wochen erfuhr ich einen ähnlichen Zustand, wo ich unter unnennbarer Angst als ein Todter hinsank und mich nur langsam erholte, und sonderbar genug, daß mir jetzt eine dunkle, ganz verworrne Erinnerung vorschwebt, als wär' ich an einen fremden unbekannten Ort entrückt worden und hätte Dinge gesehn, für die ich, wie manchmal für die Erzählung eines Traumes, nicht die Worte finden kann. Auch meine Gemalin erfuhr bald darauf eine ähnliche Ohnmacht. Wer mag mir diesen zarten, schönen Geist gebannt haben? Ich könnte den Böswicht tödten, denn die Qual, die ich empfand, war furchtbar und könnte einem Verdammten auf die Höllenstrafen gut geschrieben werden. Meine Viola,

wie konnte ihr zarter Körper solchen Schmerz ertragen?

Viola schauderte, und um ihre Bewegung zu verbergen, fragte sie den Geistlichen, ob unsre Kenntniß der Natur jemals zu der Höhe gelangen könne, um ähnliche Wunder aus Gesetzen zu erklären?

Warum nicht — erwiderte dieser — die Zeit hat schon manches bestätigt, und wird noch mehr außer Zweifel setzen, was wir jetzt als Märchen ansehn und verlachen oder verwerfen. Ich habe nur kürzlich eine Entdeckung gemacht, die mir sehr interessant war. Die ältesten Schriftsteller behaupten, daß der Diamant durch Blut erweicht werden könne; die neuern hingegen verlachen diese Behauptung als ein Märchen. Neulich aber fand ich bei einem Juwelier einen Stein, der ohne allen Zweifel ein Diamant war, aber dabei so weich und elastisch, daß er sich drücken ließ. Da er als Brilliant geschliffen war, so mußte seine Erweichung später geschehn seyn, denn in diesem Zustande war kein Schleifen möglich. Ueberdieses machte mir ein rother Streif wahrscheinlich, daß

er lange in Blut gelegen, und sogar davon eingesogen haben mußte. Ich kaufte ihn als Liebhaber von Naturseltenheiten um ziemlich hohen Preis, obgleich für diese Seltenheit bei weitem nicht zu theuer.

Man machte Einwendungen, und der Geistliche ließ sich seinen Diamant bringen.

Er ist noch in der Fassung — sagte er, als er das Etui eröffnete — so wie der Juwelier ihn gekauft hatte.

Graf Harras, der neben dem Geistlichen saß, griff schnell nach dem Juwel. Was ist das — rief er heftig — wie kommt ihr Juwelier zu dieser Nadel? Das ist dieselbe, die ich meiner Tochter Viola vor kurzem nach Roseck schickte.

So viel ich mich erinnere — erwiderte der Geistliche — hatte er sie von einem Knaben erkauft, der sie in einer Felsspalte gefunden haben wollte.

Graf Harras schien zu zweifeln. Sieh selbst Viola — sprach er — ob diese Nadel nicht ein Stück von deinem Schmuck ist?

Viola bedeckte mit einer Hand die Augen,

und wehrte mit der andern die furchtbare Nadel ab, die sich jetzt wirklich, wie in dem Traume der vorigen Nacht, ihr von allen Seiten entgegendrängte.

Was bedeutet das? — rief Graf Harras — warum erbleichst du vor dieser Nadel?

Besinnen Sie Sich, liebste Viola — sagte Nadasti besänftigend, indem er ihr ebenfalls die Nadel vorhielt.

Allein kaum hatte er selbst einen Blick auf dieses unglückliche Kleinod und auf Violen geworfen, als er plötzlich mit starren furchtbaren Blicken aufsprang, die Wunde in seiner Hand öffnete sich, und Blut spritzte umher.

Ha, Schlange — rief er mit wildem Zorn gegen Viola, die erstarrt und blaß wie eine Leiche in ihrem Stuhl lag — Fürchterlich wird mir jetzt alles klar. Du bist die verfluchte Zauberin, die mit höllischem Bann mir die Seele auszog, und mich bis zum Tod ängstete. Mein Blut ist es, das diesen Stein geröthet hat. Es dringt von neuem aus meiner Wunde, dich höllische Gauklerin anzuklagen. O Maria!

Eine Heilige hab' ich dieser Verbündeten des Abgrundes geopfert!

Viola streckte bittend ihre Arme nach dem Erzürnten aus. Aber Nadasti stieß die Bittende ergrimmt von sich. Ein schadenfroher Dämon leitete seine Hand; die Spitze der Nadel drang in Viola's Brust.

Du bist gerächt, Nadasti — sagte sie sterbend — aber eine Zauberin war ich nicht. Ich liebte Serini. Eine höllische Kunst zeigte mir statt seines Bildes, das ich begehrte, das deine. Der Zauber ist gelöset. Vergib mir jene Stunde der Angst, wie ich dir meinen Tod vergebe.

In diesem Augenblicke traten Serini und Gertrud herein. Sie hatten von dem Verdacht gegen Maria gehört, und waren geeilt ihre Unschuld zu beweisen. Viola's Blut mäßigte den Zorn der beiden Männer, und die letzten Blicke der Sterbenden flehten um Versöhnung. Viola erblaßte in den Armen ihrer treuen Gertrud.

Serini zog als Pilgrim zum heiligen Grabe, und Nadasti fand in der ersten Schlacht unter fallenden Feinden den willkommenen Tod.

Der Todtenkopf.

Der klare Abend, welcher sich beruhigend einem schwülen Sommertage anschloß, hatte den neuen Gutsbesitzer, Obersten Kielholm, mit seiner kleinen Familie auf die steinerne Bank vor dem Herrenhause gelockt. Um mit den einzelnen Unterthanen allmählig bekannt zu werden, gefiel es ihm, manchen Vorübergehenden um sein Treiben und Thun zu befragen, und mancher Beschwerde durch Rath oder auch wohlthätige Unterstützung abzuhelfen. Eine besondere Freude gewährte es der Familie, daß der schrägüber liegende Gasthof, der unter seinem vorigen Inhaber ein abstoßendes, schmutziges Ansehen gehabt hatte, mit jedem Tage sich stattlicher herausputzte. Es freute sie um so mehr, da der neue Gastwirth, der zuvor Jahre lang ihrem Dienste eifrig vorgestanden, schon jetzt die guten Folgen seiner Verbesserungen lobte und in dem neuen Gewerbe sich überaus wohlgefiel, das

ihn und seine junge Frau nebst den Zugehörigen künftig einmal reichlich zu nähren versprach. Wo sonst, trotz der lebhaften Straße, kein Mensch so leicht gewagt hatte, eine Nacht zuzubringen, da kehrten jetzt tagtäglich Gäste ein. Immer standen Kutschen im Hofe und vor dem Hause, und die insgemein recht freundlichen Mienen der zur Abreise wieder Einstelgenden gaben dem Wirthe, der mit abgezogener Mütze am Kutschenschlage zu stehen pflegte, ein unzweideutiges Zeugniß für die Güte und Billigkeit seiner Anstalt.

Ein eben verschwundenes, bewegliches Gemälde dieser Art lieh jetzt den Stoff zur Unterhaltung, als eine seltsame Equipage, die von der andern Seite herankam, die Aufmerksamkeit des Obersten und der Seinigen an sich zog. Einem langen, mit Kasten und allerlei Geräthe beladenen Leiterwagen waren zwei in Größe, Gestalt und Farbe durchaus verschiedene und von einander lächerlich abstechende Pferde vorgespannt, welche dem Hungertode allmählig entgegen zu gehen schienen. Ein zweiter, vermuthlich durch Beraubung des benach-

barten Waldes erst zum Theil zur Laube eingerichteter, unförmlich langer und breiter Wagen hatte vier, nicht viel bessere Pferde aufzuweisen. Das wunderliche Völkchen, das auf diesem Wagen saß, frappirte die Gesellschaft am meisten. Mit Kindern und Erwachsenen, mit Männern und Weibern war er vollgestopft. Aber kein Augenpaar schien dem andern freundlich zugeneigt. Aus den braunen Gesichtern sprach theils Mißbehagen, theils entschiedener Haß und Widerwille. Das war keine Familie, sondern ein aufgeraffter Troß, der, vermuthlich nur durch Furcht und Bedürfniß der Nahrung, locker zusammengehalten wurde.

Der scharfe Blick des Obersten entdeckte dies schon in ziemlicher Entfernung. Er sah auch deutlich, wie sich aus dem Laubgewölbe im Hintertheile des Wagens ein besser als die Uebrigen gekleideter Mann hervorbewegte, und auf ein ermahnendes Wort von ihm alle sich nach dem Hause zukehrten, und mildere Geberden annahmen, auch Haar und Kleider in bessere Ordnung zu streichen suchten.

Der vordere Wagen hielt schon am Gast-

hofe, als der andre beim Herrenhause vorüberkam, und äußerst demüthige Grüße die Gewogenheit der Gutsherrschaft erbitten zu wollen schienen.

Kaum stand der zweite Wagen still, als auch schon alles herausgesprungen war. Jedes beeiferte sich der Nähe des Nachbars baldigst zu entkommen. Das überaus flinke und künstliche Herabspringen selbst gab den sichersten Aufschluß über das Gewerbe der Leute. Unfehlbar waren es Equilibristen.

Der Oberste äußerte, daß sie ohngeachtet der ehrerbietigen Grüße ihre Künste wohl schwerlich hier Preis geben, sondern allem Vermuthen nach ohne Verzug der Residenz zu reisen würden, weil es sich kaum der Mühe verlohne, die reiche Losung, welche sie dort erwarte, des dürftigen Gewinnes halber, auf den sie hier rechnen könnten, auch nur einen Tag später einzunehmen.

„Wir haben diese Leute,“ sagte er, „von ihrer schlechtesten Seite gesehen, ohne die Hoffnung, sie auch von der guten kennen zu lernen.“

Seine Gemahlin schien eben ihre Abneigung vor allen halsbrecherischen Künsten ausdrücken zu wollen, als der besser denn die Uebrigen gekleidete Mann herüberkam, und nach einer tiefen Verbeugung um Erlaubniß bat, sich einige Tage hier aufhalten zu dürfen. Der Gutsbesitzer konnte um so weniger etwas dagegen haben, da der höfliche Fremde zu gleicher Zeit einen ganz unverdächtigen Paß überreichte.

„Nur ersuche ich Sie," sagte der Oberste lächelnd, „Ihren Leuten recht einzuschärfen, daß alles Unerlaubte auch in meinen Dörfern verboten ist, damit verdrießlichen Händeln ausgewichen werde."

„Sorgen Sie nicht, gnädiger Herr. Eine sehr strenge Disciplin greift der Ambition meiner Truppe nachdrücklich unter die Arme. Sie ist gewissermaßen ihre eigene geheime Polizei. Alle müssen mir für einen und einer für alle stehen. Jeder hat die Pflicht auf sich, das Unrecht des Andern zu entdecken. Auch wird er dafür jederzeit obendrein belohnt; wogegen

die Verheimlichung immer zu einer empfindlichen Strafe führt."

Die Gemahlin des Obersten konnte ihren Abscheu vor so grausamen Verhältnissen kaum verhehlen. Der Fremde entdeckte ihn und sagte achselzuckend: „Ein jeder muß sich in seine Lage zu fügen suchen. Ich habe gefunden, daß ohne eine Behandlung dieser Art kein Auskommen mit solchen Leuten ist. Uebrigens können Ew. Gnaden um so sichrer auf meine Wachsamkeit am hiesigen Orte rechnen, da ich das Glück habe hier geboren zu seyn, und dieserhalb doppelte Verpflichtungen gegen den Ort und dessen gnädige Herrschaft in mir fühle."

„Von hier?" sagte die Oberstin verwundert.

„Nicht anders, gnädige Frau. Mein Vater war der Schulmeister Schuster, der vor Kurzem erst gestorben ist. Ich nenne mich Calzolaro, weil ich gefunden habe, daß mein Gewerbe unter italienischem Namen sich etwas dankbarer beweist, als unter deutschem."

Das Interesse der Herrschaft an dem nicht ungebildet scheinenden Manne verdoppelte sich.

Es war bekannt, daß der wegen der Volksmenge des Kirchspiels ziemlich reich verstorbene Schulmeister seinen einzigen Sohn auf den Pflichttheil reduzirt, und eine entfernte junge Verwandte zur Universalerbin eingesetzt hatte. Man bedauerte ihn daher nicht allein aus gewohnter Höflichkeit, sondern auch, weil durch die angenehme Gestalt des jungen Mannes sowohl, als durch sein Benehmen das Mitleid der Gutsherrschaft wirklich rege geworden war.

„Mein Vater," sagte Calzolaro, „hat nicht väterlich an mir gehandelt. Daher glaube ich auch um so eher von dem Rechte Gebrauch machen zu müssen, was mir gegen sein Testament zu Gebote steht. Es hat einige wesentliche Mängel, und ich bin im Begriff diesen sogenannten letzten Willen förmlich umzustoßen. Doch verzeihen Ew. Gnaden, daß ich Sie mit diesen Dingen behellige, welche das Gespräch unwillkührlich herbeiführte. Nur noch eine unterthänige Bitte erlauben Sie mir. Zum Dank für die gnädige Aufnahme wünschte ich Ihnen etwas von den Künsten meiner Truppe sehen zu lassen.

Der Oberste zeigte sich beifällig, und der Tag dazu wurde festgesetzt.

Noch an demselben Abend suchte Calzolaro den Pastor auf, um ihm sein Vorhaben gegen des Vaters Testament mitzutheilen. Der gute fromme Mann entsetzte sich davor. Er suchte ihm die Gerechtigkeit des väterlichen Zornes zu beweisen. „Denken Sie sich, junger Mann,“ sagte er, „einen Greis, der dieses in seinem Berufe geworden ist, und sich eines Sohnes erfreut, in dessen Hände er diesen Beruf legen kann. Denken Sie sich einen Sohn von Talent, Kenntniß und Willen dazu. Was hat der Vater weiter zu thun, als dahin zu streben, daß dieser Sohn nach seinem Hinscheiden sein Amt erhalte. Auch hierin begünstigt das Glück Ihren Vater. Der Sohn wird zu seinem Nachfolger ernannt. Und nun, wie sich der Greis ganz geborgen und glücklich glaubt, wird dieser Sohn auf einmal durch lockere Gesellen dem zwar ziemlich unbeachteten, aber doch gewiß ehrwürdigen Kreise seiner Zukunft entrissen! Lieber Schuster, wenn Sie auch damals, als Sie Ihren würdigen Vater heimlich

verließen, um zaum- und zügellos in der Welt herumzuschwärmen, seinen Kummer darüber aus Leichtsinn vergessen konnten, so dürfen Sie doch das jetzt nicht mehr; oder ich würde Sie ohne Rückhalt einen Bösewicht nennen. — Und that auch nachher Ihr Vater nicht alles, um Sie auf die gute Bahn zurückzurufen? Aber Sie verstopften Ihr Ohr dem väterlichen Worte."

„Weil die Verbindung, in der ich damals lebte, Rechte auf mich hatte, die ich nicht wie ein mißfälliges Kleid von mir werfen konnte. Wäre ich mein eigener Herr gewesen, wie jetzt — —"

„Keine Silbe weiter darüber. Nur so viel bitte ich Sie, Ihres Vaters Gebeinen nicht durch Umstoßung seines Willens die gebührende Ehrfurcht zu versagen."

Wirklich war der junge Mann durch diese Reden und das ehrwürdige Ansehen des Pfarrers schwankend in seinem Entschlusse geworden. Allein dieser stand schon am folgenden Tage wieder fest. Er hörte nämlich hier und da, mit welcher Erbitterung sein Vater von ihm noch kurz vor seinem Ende gesprochen hatte,

und wurde dadurch so entrüstet, daß er nun nicht einmal von einem Vergleiche mit der Erbin etwas wissen wollte, den der Pfarrer in Vorschlag brachte.

Selbst der Gutsherr suchte vergebens Vermittler zu werden, und überließ, da er dies sah, die Sache ihrem Gange. Uebrigens fand er Interesse an dem neuen Bekannten von so abentheuerlichem Gewerbe, wohnte mancher Uebung der Equilibristen bei, und ergötzte sich so sehr an der wohlgelungenen Vorstellung, welche Calzolaro zur Freude seiner Familie veranstaltet hatte, daß er ihn zu einer zweiten bewog, worauf er einigen Bekannten aus der Nachbarschaft Einladungskarten schickte.

Bei dieser Gelegenheit sagte Calzolaro: „Bis hierher haben Sie noch gar wenig von meiner eigenen Fertigkeit gesehen. Aber glauben Ew. Gnaden nicht, daß ich immer nur als Kritiker unthätig neben den Leuten stehe. Ich habe meine Kunstsphäre so gut wie diese, und behalte mir vor, Ihnen, ehe ich abreise, mit manchem magnetischen und elektrischen

Stücke ein Stündchen, vielleicht nicht unangenehm, zu vertreiben.“

Der Oberste erzählte hierauf, wie er erst vor Kurzem einen Mann dieser Art in der Residenz gesehen, von dem ihm manches recht wohlgefallen habe. Am meisten sei er durch die sogenannte Bauchsprache überrascht worden, worin derselbe ganz vorzüglich gewesen sei.

„Darin grade,“ antwortete Calzolaro, „glaube auch ich mich mit jedem messen zu können.“

„Das freut mich,“ rief der Oberste. „Besonders müßte ein Gespräch, das jener Mann scheinbar mit einem Todtenschädel hielt, einen großen Effekt hervorgebracht haben, wenn von Gastrologie zuvor gar nicht die Rede gewesen wäre.“

„Wenn Ew. Gnaden befohlen, so könnte man dies ja versuchen.“

„Schön!“ sagte der Oberste, und fügte, nachdem Calzolaro gute Beweise von seiner Geschicklichkeit in der erwähnten Kunst gegeben hatte, hinzu: „Man müßte das Schauerliche der Sache noch durch manche Nebenmittel mehr

hervorheben, z. B. durch schwarze Bekleidung des Gemachs, Auslöschen aller überflüssigen Lichter, die Wahl der Mitternachtsstunde u. s. w. Es müßte eine Art von geistigem Dessert nach dem Abendtische, ein ganz unerwartetes Schauspiel werden, wobei den Zuschauern etwas Eis über den Körper liefe, damit sie bald darauf, bei Enträthselung der Sache, reichlichen Stoff zum Lachen über ihre eigene Furcht gewännen. Denn ohne einiges Grauen wird es wohl, wenn alles gelingt, für niemand abgehen.“

Calzolaro nahm Interesse an dem Projekt, und versprach, gewiß nichts zu vernachlässigen, was dessen Gedeihen befördern könne.

Ein Kabinet wurde indessen geräumt und schwarz ausgeschlagen. Aber alles möglichst geheim. Nur die Oberstin, auf deren Verschwiegenheit man bauen konnte, war von dem Vorhaben unterrichtet.

Ihr Gemahl hatte sogar einen kleinen Zwist bei dieser Gelegenheit mit ihr. Sie verlangte nämlich, daß zu dem seltsamen Schauspiele das Modell eines Todtenkopfes von Gips angewendet werde, wonach der älteste Junker zeichnete.

Allein der Oberste bestand darauf, daß ein wirklicher Schädel dazu gehöre, weil sonst die Illusion der Zuschauer gar leicht gestört werden könne, auch der Schädel, nachdem man ihn sprechen gehört hätte, zu vollkommener Ueberzeugung, daß es einer sei, den Gästen zum Anschauen herumgegeben werden solle.

„Und woher den Schädel nehmen?“ fragte die Oberstin.

„Dafür wird der Todtengräber schon Sorge tragen.“

„Und welches Todten Ruhe soll durch diesen frivolen Scherz gestört werden?“ fragte die Oberstin.

„Wie sentimental!“ rief Kielholm, der die Sache weit leichter nahm. „Man hört es wohl, daß Du kein Schlachtfeld mit angesehen hast, wo für die Ruhe der Todten nur so lange gesorgt ist, als der Landmann es will, auf dessen Acker sie eingescharrt liegen.“

„Gott bewahre mich auch für solchem Anblick!“ sagte die Oberstin und entfernte sich, da sie wohl merkte, daß der Gemahl für ihre Einwendungen durchaus keine Empfänglichkeit besaß.

Auf sein Geheiß schaffte der Todtengräber einmal des Abends einen wohlerhaltenen Schädel herbei.

Am Morgen des für das eigene Schauspiel festgesetzten Tages sann Calzolaro eben im nahen Wäldchen über die Anrede an den Todtenkopf und dessen Antworten, auch darüber nach, wie der Schädel am besten zu placiren sei, um sogleich dem Verdacht entgegen zu arbeiten, als ob seine Antworten durch Communication mit einer versteckten Person hervorgebracht würden. Da kam der Pfarrer vom Filiale gefahren, wohin er in der Nacht zu einem Sterbenden war geholt worden. Der fromme Mann, der in diesem zufälligen Zusammentreffen einen Fingerzeig des Himmels zu finden glaubte, ließ halten, um den Abentheurer nochmals zu einem Vergleiche zu rathen. „Ich habe,“ sagte er, „von der Erbin Ihres Vaters erst gestern Abend einen Brief erhalten. Um alle öffentliche Störung der letzten Verfügungen des würdigen Mannes zu vermeiden, bietet sie Ihnen die Hälfte des ihr zugesprochenen Vermögens freiwillig an. Das werden Sie doch wohl dem

ungewissen Ausfalle eines für Sie auf keine Weise ehrenvollen Prozesses vorziehen?“

Allein Calzolaro blieb dabei, daß die Gesetze zwischen ihm und dem Erblasser entscheiden sollten. Der rechte Gesichtspunkt war dem jungen Manne verrückt, aus dem er seines Vaters Widerwillen gegen ihn hätte beurtheilen sollen. Der Pfarrer, der alle Bitten und Vorstellungen verschwendet sah, verließ ihn im Zorne, und Calzolaro ging langsam in den Gasthof zurück, um den Equilibristen ihr Pensum für den heutigen Tag aufzugeben und ihnen zugleich zu sagen, daß er zwar nicht in der Nähe seyn, aber doch von weitem alles Vorzügliche wie alles Fehlerhafte beobachten werde. Auch das, daß er sich den Gästen nicht als Vorsteher dieser Gaukler zeigen wollte, war ein Kunstgriff auf die Nacht berechnet, wo er als ein gänzlich Unbekannter das Räthselhafte der Scene zu erhöhen dachte.

Das Voltigiren und Seiltanzen lief vorzüglich ab. Je seltener die auf dem Lande lebenden Gäste etwas Bedeutendes in diesen Künsten zu sehen bekamen, desto mehr fanden sie sich

veranlaßt, die Kräfte der Truppe zu bewundern und zu erheben. Besondern Beifalls genossen die Kinder, die für ihr Alter in der That nicht wenig leisteten. Das Mitleid mit einem bedauernswürdigen Schicksale ging dem Beifall zur Seite, und die Damen beeiferten sich durch kleine Gaben freundliche Gesichter hervorzulocken.

Die Geschicklichkeit der Truppe war den ganzen Nachmittag der Gegenstand des Gesprächs, ja der Abendtisch hatte noch viel davon zu hören, bis der Hausherr, welcher bis dahin häufig ab- und zugegangen war, endlich ebenfalls festen Platz nahm und also anfing: „Ich freue mich, meine gnügsamen Freunde mit dem kleinen Schauspiele, das ich ihnen zu geben hatte, so zufrieden zu sehen. Ich freue mich um so mehr darüber, daß ich manches Natürliche mit dem Namen: unbegreiflich belegen höre, da ich im Stande bin, noch diesen Abend etwas in der That Unbegreifliches Ihrer Prüfung zu unterwerfen. Es ist nämlich in diesem Augenblicke ein Mann auf meinem Gute, der einen so seltsamen Verkehr mit der

Geisterwelt hat, daß er die Todten selbst zur Antwort auf seine Fragen zu nöthigen versteht.

„Ei,“ sagte eine Dame lachend, „machen Sie uns nicht bange!“

„Jetzt spotten Sie,“ versetzte der Oberste, „aber ich wette darauf, daß Ihre Laune bei der Scene ein wenig erschüttert werden soll.“

„Ich gehe die Wette ein!“ war die Antwort.

Die Uebrigen traten der ungläubigen Dame bei, und erklärten sich so laut und übermüthig gegen die Wahrheit von dergleichen Schauerscenen, daß der Oberste für den Effekt der vorhabenden wirklich besorgt zu werden anfing, und gewiß die ganze Sache unterlassen hätte, wenn er nicht von seinen Gästen selbst beim Worte gefaßt worden wäre.

Die Gäste gingen noch weiter. Sie drangen in den Wirth, sie doch nicht so lange auf die versprochenen, großen Dinge warten zu lassen. Aber der Oberste, der, um nur einigermaßen seine Rolle zu behaupten, den Spott, welcher sie dazu antrieb, ganz ignorirte, ver=

sicherte ernstlich, daß vor der Mitternachtsstunde das Experiment durchaus unmöglich sei.

Endlich schlug die Thurmuhr zwölfmal, und der Hausherr winkte den Bedienten, daß sie einige Reihen Stühle vor die Thür eines Seitenkabinets setzten. Dann lud er die Gäste ein, auf diesen Stühlen Platz zu nehmen, und befahl, als das geschehen war, das Auslöschen sämmtlicher Lichter.

Während dieses vor sich ging, sagte er: „Noch will ich meine Freunde vor allem Vorwitze gewarnt haben!“

Es war in der That, als ob das Ernste und Feierliche dieser Worte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung mache, welcher schon der Schlag der Mitternachtsstunde und dann das Verlöschen eines Lichts nach dem andern einen Theil ihres Unglaubens benommen zu haben schien.

Dazu erschollen aus dem Gemache, vor dem die Versammlung saß, der Geisterbeschwörung tiefe, wunderliche Töne, die von abgemessenen Hammerschlägen unterbrochen wurden, bis endlich beide Flügelthüren auseinander flogen, und

aus der Weihrauchwolke, welche das ganze Kabinet ausfüllte, nach und nach die mit einfachem Schwarz bekleideten Wände zum Vorschein kamen, nebst einer ebenfalls schwarz umhangenen Ara, von der ein Todtenkopf die Gesellschaft schauerlich anblickte.

Schon jetzt schienen die Athemzüge der Anwesenden lauter und unsichrer zu werden als zuvor. Ja, die Unruhe vergrößerte sich, jemehr allmählig der Weihrauchnebel dem klaren Lichte weichen mußte, das von einer an dem Platfond befestigten großen Alabasterlampe ausging. Auch blickten die meisten sehr besorgt um sich, wie sie ein Geräusch hinter sich vernahmen, welches beiläufig gesagt, von niemand herrührte, als ein Paar Hausofficianten, denen der Oberste erlaubt hatte, die Scene in einiger Entfernung mit anzusehen.

Nach einer Minuten langen Todtenstille trat endlich Calzolaro von der Seite hervor. Ein langer Bart hatte sein noch ziemlich jugendliches Gesicht dermaßen verändert, daß er, selbst wenn ihn jemand von den Anwesenden schon früher gesehen gehabt hätte, schwerlich wieder

erkannt worden wäre. Die morgenländische Kleidung, die er zu dem Akt gewählt hatte, kam dazu, so daß schon sein Auftreten allein eine große Wirkung hervorbrachte.

Um sogleich durch den Stolz auf seine höhere Kunst zu imponiren, hatte der Oberste ihm geheißen, ohne alle Verbeugung und höfliche Anrede an die Versammlung aufzutreten, auch überhaupt eine Sprache zu führen, welche von der gewöhnlichen Umgangssprache um ein Merkliches abwiche. Ein mystischer Galimatias, meinten beide, würde dabei gar nicht zu verwerfen seyn.

Calzolaro begann daher mit tiefer, erschütternder Stimme:

„Das Leben ist da, um sich in den schwarzen Schlund, den wir Tod nennen, hinabzutauchen, und dort einem ganz neuen, stillen Reiche einverleibt zu werden. Es aus diesem Reiche wieder hervorzuziehen, darin besteht der Zweck aller höhern Kunst. Mögen Thoren und Schwachköpfe von Unmöglichkeiten schwatzen, der Weise beklagt sie, die nicht wissen, was möglich oder unmöglich, was wahr oder falsch,

was Licht oder Schatten ist, die die großen Geister nicht kennen und begreifen, welche aus den stummen Grüften und Gräbern, aus den zerfallenen Gebeinen der Abgeschiedenen eine so schauerliche als wahre Sprache vor das erstaunte Ohr der Lebenden bringen. — An Euch, die Ihr hier versammelt seid, vorerst ein warnendes Wort. Hütet Euch durch irgend eine vorwitzige Frage die Rache des Geistes zu reizen, der von meinem ersten Worte an diesen Todtenkopf unsichtbar über ihm schweben wird. Versuchet übrigens Euer Grauen zu mäßigen, und höret alles in Demuth und Ruhe. Denn ich nehme die Gehorsamen in meinen mächtigen Schutz, und lasse nur die Frevler von dem wohlverdienten Verderben ereilen."

Der Oberste bemerkte mit innigem Wohlgefallen, welchen Eindruck diese hohlen, mit der nöthigen Pracht und Anmaßung ausgesprochenen Worte auf die vor Kurzem noch so ungläubige Versammlung machten.

„Die Sache gelingt besser als ich mir eingebildet hätte!" flüsterte er seiner Gemahlin zu, die jedoch kein Wohlgefallen an der Scene

bezeigte, ja sie einzig ihrem Gatten zu Liebe mit abgewartet hatte.

Calzolaro fuhr indessen fort: „Betrachtet diesen Schädel. Armselig und hülflos, wie er jetzt vor Euch liegt, gehörte er einst einem der stolzesten, unmäßigsten Tyrannen. Meine geheime Kunst öffnete die Riegel, welche das marmorne Grabgewölbe einer Reihe von Fürsten verschloß. Und nun ist er da, dem Geweihten der Geister Rede zu stehen über sein ganzes, einst so furchtbares Herrscherleben. Erzittert nicht, wie sehr er auch in Drohungen gegen mich und Euch ausbrechen sollte. Denn nur vergebens wird seine Ohnmacht sich mit der verschwundenen Größe gegen meine Herrschaft über ihn zu sträuben suchen, wenn keine strafbare Voreil von Eurer Seite den stillen Gang meiner ernsten Fragen zu unterbrechen sucht.“

Nach diesem öffnete er eine der Versammlung unsichtbare Seitenthüre des Kabinets, langte eine Kohlenpfanne herein, streute Weihrauch darauf und ging dreimal damit um die Ara herum, unverständliche Laute nach allen vier

Ecken aussprechend. Dabei zog er ein Schwert, mit dem er umgürtet war, aus der Scheide, und hieb damit in den Weihrauch hinein, auch einigemal mit entsetzlich verzogenem Gesichte und als ob er den Schädel zerspalten wollte, nach diesem, den jedoch sein Schwert unberührt ließ. Darauf faßte er ihn mit der Spitze des Schwertes an, hielt ihn vor sich hin und trat damit den geängsteten Zuschauern näher.

„Wer bist du, elender Staub, hier auf meiner Degenspitze?“ fragte Calzolaro, und das noch mit festem Auge und gut abgemessener Stimme. Aber kaum ist die Frage aus seinem Munde, so erbleicht er plötzlich, sein Arm erzittert, die Knie schwanken. Die starren, auf den Schädel gerichteten Augen vergehen ihm. Kaum daß er zuvor noch das Schwert und den Todtenkopf auf die Ara zu legen vermag, sinkt er plötzlich und mit allen Merkmalen eines grenzenlosen Entsetzens zu Boden.

Die außer Fassung gerathenen Gäste sehen den Wirth, der Wirth sieht die Gäste an.

Niemand weiß, ob dieser räthselhafte Vorfall mit zur Sache gehöre, oder wie er sonst zu erläutern seyn möchte.

Die Versammlung ist aufs höchste gespannt. Man wartet noch lange, aber der Aufschluß will sich nicht finden. Endlich regt sich Calzolaro wieder und fragt, ob sein verstorbener Vater wieder hinweg sei?

Hat man sich vorher verwundert, so erstaunt man nun. Der Oberste will wissen, was diese Sonderbarkeiten zu bedeuten hätten, und ob er die Versammlung mit dem versprochenen Todtengespräche zum Besten gehabt habe?

Calzolaro äußert hierauf, er wolle sich in alles ergeben und jede Bestrafung seines unseligen Frevels gern erleiden, nur bitte er inständig, daß der Schädel wieder an seine Ruhestätte gebracht werde.

Er hatte alle Haltung verloren und stand auch nicht eher vom Boden auf, bis die Oberstin seiner Bitte nachgegeben und Befehl ertheilt hatte, den Todtenkopf sogleich auf den Gottesacker zu schaffen, um ihn wieder beerdigen zu lassen.

Bei dem so ganz unerwarteten Ausgange der Sache verwendete sich kein Auge von dem vor Kurzem noch so hochfahrenden Redner, welcher gar nicht wieder zu Athem kommen konnte und von Zeit zu Zeit flehende Blicke herüberwarf, daß man sich nur so lange gedulden möchte, bis seine Kräfte wieder zum Vortrag gesammelt seyn würden.

Der Oberste erzählte inzwischen den Anwesenden, welch ein Scherz auf eine bis jetzt noch unerklärliche Weise verfehlt worden war. Endlich fing Calzolaro sehr kleinmüthig an:

„Das Gaukelspiel, das ich vorhatte, hat gar furchtbar für mich geendigt. Zum Glücke scheint der höchstgeehrtesten Versammlung der schreckliche Anblick erspart worden zu seyn, der mich wohl um alles Bewußtseyn bringen mußte. Denken Sie sich, daß kaum, da ich den Schädel mit dem Schwerte aufgehoben und angeredet habe, er mir auch ganz in der Gestalt meines verstorbenen Vaters erscheint. Ob es mein Ohr war, das seine Worte selbst hörte, weiß ich nicht, noch wie sonst mir der Sinn der Anrede: „Erzittre Vatermörder, wenn

Du nicht umkehrst und den Weg erwählst, den Du schändlicher Weise verlassen hast," beigebracht wurde."

Die grausende Erinnerung beengte den Athem des Abentheurers dergestalt, daß er nicht weiter zu sprechen vermochte. Der Oberste erklärte indessen der Versammlung in der Kürze, was dieser dunkel in der Rede seyn mußte.

Darauf sagte er zu dem reuigen Gaukler: „Da Ihnen Ihre Phantasie nun einmal den befremdenden Streich gespielt hat, so ersuche ich Sie, ihr, um künftigen ähnlichen Vorfällen auszuweichen, wenigstens in so weit zu gehorchen, um mit der Erbin Ihres verstorbenen Vaters den angebotenen Vergleich einzugehen."

„Nein, gnädiger Herr," erwiederte er, „keinen Vergleich! Dadurch würde meine Schuldigkeit nur halb erfüllt. Alles soll ihr gehören und der Prozeß niedergeschlagen werden."

Zugleich versicherte er, daß er seine zeitherige Lebensweise aufgeben und den Wunsch seines Vaters ganz erfüllen wolle.

Der Oberste äußerte hierauf, daß dies ein

sehr guter Gedanke sei, der ihn mit dem Striche durch die Rechnung, den er ihm diesen Abend gemacht habe, gänzlich aussöhne.

Die Versammlung ermüdete nicht mit mancherlei, zuweilen recht seltsamen Fragen an den Geisterseher. Unter andern verlangte man zu wissen, ob der Kopf, der ihm erschienen sei, leichenähnlich oder gesund ausgesehen habe.

„Vermuthlich das erste," war seine Antwort. „Die grausende Wirkung des Ganzen hatte mich so zermalmt, daß ich das Einzelne wohl darüber vergessen mußte. Denken Sie sich nur einen Sohn, der auf dem Schwerte in seiner Hand den Kopf seines eigenen Vaters erblickt! Der bloße Gedanke könnte ja schon allein zum Wahnsinn führen."

„Hätte ich doch nicht geglaubt," sagte der Oberste, nachdem er den Geisterseher lange angeschaut hatte, „daß das Gewissen eines Mannes, der wie Sie die Welt durchstreift hat, seiner Einbildungskraft noch so viel zu schaffen machen würde."

„Also, gnädiger Herr, Sie zweifeln an der Wirklichkeit der Erscheinung? Ich meines

Orts bin bereit, darauf den fürchterlichsten Eid abzulegen."

„Ihre Behauptung widerlegt sich von selbst. Wir alle hier haben ja ebenfalls Augen für das Wirkliche, und niemand sah etwas, als einen gewöhnlichen Todtenkopf."

„Das kann ich freilich nicht erklären. Aber noch mehr; ich bin sogar überzeugt — woher ist auch mir ein Räthsel — doch überzeugt, wie von meinem eigenen Leben, daß dieser Schädel wirklich der Schädel meines Vaters selbst müsse gewesen seyn. Auch hierauf erbiete ich mich zu dem schauerlichsten Eide."

„Ihnen den Meineid zu ersparen, soll sogleich vom Todtengräber Auskunft eingeholt werden."

Der Oberste ging hinaus, um dies anzuordnen. Als er nach einer Weile wieder hereinkam, sagte er: „Wunderbar genug ist der Todtengräber hier im Hause, aber nicht in dem Zustande Antwort zu geben. Um das Schauspiel, welches ich meinen Gästen zugedacht hatte, ebenfalls mit anzusehen, hat er sich unsern Leuten beigesellt, welche zu dem-

selben Zwecke die Thüre, durch welche die Rauchpfanne hereingegeben wurde, leise geöffnet haben. Zugleich mit unserm Geisterseher ist auch der Todtengräber umgesunken und bis diesen Augenblick noch nicht wieder zum Bewußtseyn gelangt, obschon alle hierher gehörige Mittel versucht worden sind."

Einer der anwesenden Herren behauptete jetzt, daß ein starker Liquor, den er, der ebenfalls zu Ohnmachten geneigt sei, bei sich zu führen pflege, die hartnäckigsten Zufälle dieser Art jederzeit zuverlässig vertreibe.

Die ganze Versammlung begleitete ihn zu dem Kranken. Aber auch dieses Mittel schlug nicht an. „Unfehlbar ist der Mann ein Kind des Todes," sagte der Herr.

Die Thurmuhr, welche eben die erste Stunde nach Mitternacht ansagte, mahnte zum Aufbruch. Doch die Regung, die unmittelbar darauf in dem Ohnmächtigen von selbst sich zeigte, hielt die Gäste beisammen.

„Gott sei Dank," rief der Erwachende, „daß er nun wieder zur Ruhe ist!"

„Wer, Alter?" fragte der Oberste.

„Der selige Schulmeister!“

„Hat denn der Schädel wirklich diesem gehört?“

„Ach, wenn Sie's nicht ungnädig nehmen wollen, ja. Alte Leute und Vorwitz; man sollte es kaum glauben. Aber ich habe doch welchen gehabt. Nun ist es so gekommen.“

Aus diesen räthselhaften Worten war wenig zu nehmen. Daher fragte der Oberste, wie er auf die Idee gerathen sei, just des Schulmeisters Schädel herauszuholen?

„Eben aus gottlosem Vorwitz. Da spricht man immer, daß, wenn Kinder die Schädel ihrer verstorbenen Eltern nach Mitternacht anreden, diese Schädel wieder zu leben anfangen. Das wollte ich denn versuchen, mache aber in meinem Leben den Versuch nicht noch einmal. Zum Glück ist der Schädel nun wieder zur Ruhe.“

Man fragte ihn, woher er das wisse? und er antwortete, daß er alles in seinem Todtenschlafe gesehen habe. Schlag eins sei seine Frau damit zu Stande gewesen. Dabei

beschrieb er die Art ihres Verfahrens nebst allen Umständen.

Die Versammlung war von dem mancherlei Unerklärlichen wieder so munter geworden, daß sie nun auch die Rückkehr des Bedienten abwarten wollte, den der Oberste deshalb sogleich an die Frau des Todtengräbers abschickte. Wirklich verhielt sich alles, wie dieser gesagt hatte. Schlag ein Uhr war der Schädel neubeerdigt gewesen.

Die sonderbaren Vorfälle hatten sämmtlichen Anwesenden eine weit schauerlichere Nacht herbeigeführt, als der Oberste ihnen zugedacht hatte. Seine eigne Einbildungskraft war so aufgereizt, daß ihm jeder leichte Windstoß, jedes knisternde Bret als die Vorboten eines unwillkommenen Zusammentreffens mit der Geisterwelt erschienen.

Mit dem ersten Morgenlichte verließ er daher sein schlafloses Bette, um am Fenster zu sehen, was für ein Leben schon vom Gasthofe her sich hören ließ. Es waren die Gaukler, welche schon fix und fertig auf den Wagen saßen, um abzufahren. Calzolaro fehlte noch.

Aber bald erschien er ebenfalls an den Wagen. Man nahm wirklich Abschied von ihm. Besonders schienen die Kinder diese Trennung sehr ungern zu sehen.

Die Wagen gingen ab, und der Oberste winkte dem Zurückbleibenden.

„Fast muß ich fürchten," redete er ihn beim Eintreten an, „daß Sie die Truppe schon heute gänzlich aufgegeben haben?"

„Und sollte ich dies nicht, gnädiger Herr."

„Es ist meines Erachtens ein fast so übereilter Schritt als der, welcher Sie in diese Verhältnisse verflocht. Sie hätten doch darauf denken müssen, das kleine Kapital, das in der Sache steckt, mit guter Gelegenheit herauszuziehen."

„Sie vergessen, Herr Oberster, was mir begegnet ist, und daß ich keinen ruhigen Augenblick mehr unter jenem fast nur halbmenschlichen Kreise haben würde. Der Anblick von voriger Nacht erstarrt mir noch immer das Blut in den Adern, wenn ich ihn in mein Gedächtniß zurückrufe. Alles muß sogleich zur Versöhnung des schwerbeleidigten Schattens ge-

geschehen. Uebrigens habe ich mich noch ganz leidlich aus den Verhältnissen gezogen, die wahrlich auch nichts Annehmliches hatten. Denken Sie sich nur das Unglück, einem Trupp zusammengelaufener Menschen vorzustehen, die um einen Bissen schlechten Brotes das Leben jeden Augenblick aufs Spiel zu setzen gezwungen sind. Alles dabei nichts als leerer Schein, Alles muß zusammengegeizt werden, um dem Ganzen seine kümmerliche Existenz zur Nothdurft zu fristen. Die Skelette von Pferden mögen als traurige Beweise dienen. Der Lustigmacher bei der Truppe, ein Mensch ohne alles Gefühl, hat längst nach Uebernahme derselben getrachtet. Er ist, ich weiß es sicher, schon damit umgegangen, mich auf irgend eine Weise aus der Welt zu schaffen, um zu seinèm Zwecke zu gelangen. Daher kann man es wohl nicht Uebereilung nennen, wenn ich ihm auch für ein geringes Geld meine Rechte baldmöglichst abgetreten habe. Niemand dauert mich als die armen Kinder. Gern hätte ich sie ihm abgekauft, um sie der unseligen Laufbahn zu entziehen, aber um keinen Preis waren sie ihm

feil. Mein Trost ist noch, daß die schlechte Behandlung, die ihrer bei ihm unfehlbar wartet, sie vermuthlich zur Flucht antreiben und so einer bessern Bestimmung zuführen wird."

„Und Sie, was denken Sie anzufangen?"

„Was ich gesagt habe. Irgend ein kleiner unbekannter Winkel Deutschlands soll dem Berufe gewidmet werden, den mein Vater mir zugedacht hatte."

Der Oberste bat ihn, noch einige Tage zu warten, weil er vielleicht etwas für seine Zukunft thun könne. Inzwischen kam auch die Erbin seines Vaters, um sich mit ihm zu besprechen. Als er ihr seinen Entschluß eröffnete, ersuchte sie ihn, die Hälfte der Erbschaft wenigstens als freies Geschenk von ihr nicht zurückzuweisen. Das milde gutmüthige Wesen der hübschen Person gefiel ihm dergestalt, daß er sich bald gar um ihre Hand bewarb. Er erhielt die Zusage darauf und der Oberste sorgte nun um so lieber für den Mann, der sich sein Wohlgefallen erworben hatte. Auf einem fernen Gute, das seiner Gemahlin zugehörte, be-

friedigte er Calzolaro's Verlangen, seines Vaters Beruf fortzusetzen. Ehe er dahin abging, suchte er seinen deutschen Namen wieder hervor. Auch besorgte der vor Kurzem noch über seinen Starrsinn erzürnte Pastor im Beiseyn der Gutsherrschaft die Trauung des frohen Paares, dem ein artiges Fest auf dem Schlosse bereitet wurde.

Am Abend, als die Sonne kaum untergegangen war, und die Neuvermählten etwas entfernt von den Uebrigen im Laubgange sich einem tiefen Nachsinnen zu überlassen schienen, da sahen sie einander plötzlich an, und es war ihnen, als ob jemand ihre Hände ergriffe und in einander legte. Wenigstens versichern sie, der Trieb, sich die Hand zu reichen, sei so rasch und unwillkührlich in beiden zugleich entstanden, daß sie selbst ein Befremden darüber angewandelt habe.

Einen Augenblick später hätten sie auch beide die Worte gehört: „Gott segne Euch!“ und zwar ganz deutlich von der Stimme des verstorbenen Vaters ausgesprochen.

Kurze Zeit darauf äußerte der neue Ehemann gegen den Obersten, daß ihn ohne diese tröstlichen Worte das schreckliche Bild aus jener frevelhaften Nacht gewiß Zeitlebens verfolgt und seine seligsten Stunden plötzlich vergiftet haben würde.

Die schwarze Kammer.

Anekdote.

Unser Journalistikum bestand nur aus drei Personen. Aktuarius Wermuth gab die gelehrten Blätter, Stadtphysikus Bärmann die eleganten, und ich, was weder gelehrt noch elegant, oder beides zusammen war. Gleichwol hatten wir unsre Convente und Schmäuse so gut als andre Journalgesellschaften, ja, wir übertrafen alle andre darin, denn wir hatten täglich Convent und Schmaus, sobald der Aktuarius seine Delinquenten und der Stadtphysikus seine Patienten abgefertigt hatte. Diese beiden kamen dann zu mir, und bei einer Pfeife Tabak und einem Krug Bier lasen wir uns das neueste aus der Literatur vor und machten unsre Bemerkungen darüber.

Der Aktuarius ließ heute länger als gewöhnlich auf sich warten. Wir schmälten ein Viertelstündchen und beschlossen dann, ohne

ihn, unsre literarischen Lektionen anzufangen. Der allgemeine Anzeiger lag schon als das neueste auf dem Tische und von der Post kam eben das graue Couvert mit dem Freimüthigen an. Wir hatten also keine Zeit zu verlieren. Ich ergriff den Anzeiger, der in mein Liefer- und Lese-Departement gehörte, und las.

Das erste Blatt enthielt gerade die Vorhaltung an den Freimüthigen, wegen der grauen Stube. Ich las mit heimlicher Freude, denn ich hatte schon früher mit dem Stadtphysikus über die graue Stube disputirt, und hoffte mit diesem Alliirten in der Hand, ihn und seinen Gespensterglauben auf das Haupt zu schlagen.

Mich hat es lange gewundert von dem Freimüthigen — sagt' ich — der doch sonst auf Realitäten hält, und obendrein in Berlin die Aufklärung aus der ersten Hand haben kann, daß er solche Dinge aufnimmt, und sein Blatt gleichsam zu einer Obskurantenpropaganda macht. Nun bin ich neugierig, wie er sich rechtfertigen wird.

Wie? — fuhr der Stadtphysikus auf — mit Schweigen, wie's so ein Gegner verdient! — Dabei warf er sich in die Lehne des Stuhls, und zog so kräftig, daß Pfeife und Mund wie zwei vulkanische Krater dampften.

Aber, ich bitte dich — fuhr ich fort — wer soll denn solche Dinge glauben, von wandelnden Todtengerippen und der geistigen Gertrud, die sich anfühlen läßt und Lichter anzündet, wie das allerkörperlichste Kammermädchen.

Aber ich bitte dich — erwiderte er etwas erhitzt — wer soll denn glauben, daß ihr Aufgeklärten allein alle Weisheit besitzet, und der Natur auf die Hände sehn könnet, was sie damit zu wirken vermag, oder nicht? Ihr schwatzt und schwatzt, und je weniger ihr von einer Sache versteht, desto lauter sprecht ihr darüber ab.

Er stopfte dabei so nachdrücklich den Finger in seine Pfeife, daß der Kopf abbrach, und die glimmende Asche auf den Stuhl fiel.

Excüse! — fuhr er fort, und stäubte den Stuhl ab — nimm's nicht übel, sie nehmen

doch immer schlechtern Ton zu den Pfeifen. Ja, was ich also sagen wollte, Herzensbruder, du hast als Schulcollaborator nicht die Gelegenheit, dich mit der Natur und ihren Kräften so bekannt zu machen, als wir Aerzte. Glaub mir's nur, wir wissen so blutwenig von dem, was die Natur kann und nicht kann, und wie sie etwas bewirkt, daß — daß —

Daß es nicht zu begreifen ist, wie ihr einen Schnupfen kurirt — fiel ich ein.

Warum glaubt ihr denn, daß wir's können? — nahm er schnell das Wort — Warum schickt ihr denn meilenweit nach uns, und consulirt uns und thut Verständniß und Beutel gegen uns auf? Da habt ihr's! Ihr glaubt, was ihr eben wünscht, und wobei ihr euch am wenigsten zu inkommodiren braucht. So macht ihr's im Moralischen, im Politischen und überall. Habt ihr nicht schon Leute arretirt, weil sie sagten, der Feind habe eine Schlacht gewonnen? Er kam aber darum doch zu euch ins Land, und so kommen auch Geister zu euch ins Haus, und wenn ihr die Obskuranten, wie ihr sie nennt, alle zum Kukuk jagtet.

Fast sollt' ich glauben — sagt' ich kopfschüttelnd — du habest selbst einmal Geister gesehn.

Nun — antwortete er — ich will mich eben nicht für einen Geisterseher ausgeben, aber so etwas ähnliches, wie dem Blendheim in der grauen Stube, ist mir auch passirt, und, wunderlich genug, meine Schlafstelle hieß die schwarze Kammer.

Jetzt half es nichts, der Stadtphysikus mußte von der schwarzen Kammer erzählen. Nach kurzem Weigern stopfte er sich eine frische Pfeife, verbat sich alles Lachen, und fing an:

Ich hatte meine Universitätsstudien beschlossen, und famulirte, um mir Bekanntschaft zu machen, einige Jahre bei dem Doktor Wendeborn, der damals die stärkste Praxis hatte. Weil ich für einen guten Reiter galt, so überließ er mir hauptsächlich seine auswärtigen Kranken und machte es sich auf seine alten Tage bequem. So schickte er mich unter andern einmal auf ein benachbartes Rittergut zu dem Oberstlieutenant von Silberstein, dessen

Tochter an einem heftigen Nervenfieber lag. Viel zu helfen war nicht mehr, indessen verordnete ich Medicin und Diät, wie die Umstände es mit sich brachten, und wollte mich wieder auf den Weg machen. Aber die Eltern ließen mich schlechterdings nicht fort, wiewol ich ihnen meine Verordnung schriftlich hinterlassen wollte, damit kein Mißgriff in der Behandlung der Kranken möglich sei. Ich mußte also bleiben. Die Frau vom Hause ließ mir geschwind ein Zimmer zurecht machen, und weil die Kranke etwas ruhig war, entfernte ich mich bei Zeiten Abends von der Familie.

Das ganze Schloß sah ziemlich finster aus, und mein Stübchen war eben nicht das freundlichste darin. Die altväterischen schweren Thüren waren schwarz angestrichen, und eben so die getäfelte Decke und das Holzwerk, das sich von den Fenstern unten an den Wänden hinzog. Kurz, mir gefiel nichts, als das Bett, das schneeweiß überzogen, an der Wand hinter schweren grünseidenen Vorhängen stand.

Ich setzte noch einen ausführlichen Bericht über den Krankheitszustand des Fräuleins an

meinen alten Herrn auf, und gähnte bei jedem Komma. Da pochte etwas an meine Thüre. Ich fuhr ein wenig zusammen, faßte mich aber geschwind, und rief, so barsch ich konnte: Herein! Dasmal aber war es nichts bedenkliches, sondern der Jäger des Oberstlieutenants, der nachfragen wollte, ob ich vielleicht noch etwas zu befehlen hätte. Ich erzähle mit Vorsatz jede Kleinigkeit, denn in solchen Dingen muß man pünktlich seyn, bis zur Pedanterei, wie bei einem Visum repertum. Der Jäger war ein junger, artiger Mensch, wir sprachen von diesem und jenem, unter andrem fragte er mich, ob es mir nicht zu einsam in dem Stübchen vorkäm und erbot sich bei mir zu bleiben. Ich lachte ihn aus, denn er schien mir sogar selbst in dem düstern Behältniß ängstlich zu werden, und sah sich bei dem geringsten Geräusch bedenklich in allen Winkeln um. Endlich erzählte er mir, mein Stübchen heiße die schwarze Kammer, und man trage sich mit allerhand seltsamen Erzählungen davon, welche jedoch der Herrschaft verborgen bleiben müßten, um ihr nicht

den Aufenthalt zu verleiden. Er erzählte mir auch manches Histörchen von Spukereien und erbot sich nochmals recht angelegentlich bei mir zu bleiben, oder sein Schlafzimmer, welches weit freundlicher gelegen sei, mit mir zu theilen. Ich wollte aber durchaus keinen Vorschlag annehmen, der meine Herzhaftigkeit kompromittirt hätte, und weil er sah, daß ich unbeweglich auf meinem Vorsatz blieb, so ging er endlich, und wiederholte noch in der Thür seine Warnung gegen den Unglauben, der schon manchen in das Verderben gestürzt hätte.

Ich war nun allein in der übel berüchtigten schwarzen Kammer. Damals, wo ich noch über Geister leichtsinniger dachte, und ungefehr so, wie — gewisse aufgeklärte Leute, glaubte ich Gelegenheit zu finden, meinem Heldenmuthe durch die abgerissene Larve eines Gespenstes ewige Lorbeern zu verdienen, und freute mich auf die nahe Mitternacht. Zuvörderst aber untersuchte ich mein Zimmer auf das genaueste. Ich verschloß beide Thüren, und verriegelte sie von innen mit einem besondern vom Schlosse ganz verschiedenen Riegel. Ein gleiches geschah

mit den Fenstern. Zum Ueberfluß störte ich mit meinem Reisesäbel unter dem Bett und allen Tischen und Schränken umher, und erst, als ich mich genau von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, daß Mensch oder Thier mir einen Besuch machen konnte, kleidete ich mich aus. Das Nachtlicht stellte ich in den Ofen, so daß mein Zimmer völlig dunkel war, denn die Beleuchtung macht mir die Furcht mehr rege, als daß sie mich davon befreien sollte.

Nach diesen Vorbereitungen legte ich mich nieder, und schlief von der vielfachen Ermüdung früher ein, als ich gehofft hatte. Ich war noch im ersten Schlafe, da dünkte es mich, als hört' ich meinen Namen ganz leise nennen. Ich fuhr zusammen und horchte auf, da hört' ich nochmals ganz deutlich rufen: August! Der Schall kam, wie es schien, aus den Vorhängen meines Bettes. Ich riß die Augen weit auf, sah aber nichts als dichte Dunkelheit um mich. Indessen hatte mich doch der leise Ruf mit einem Fieberfrost übergossen, ich drückte die Augen fest zu und fing an wieder einzuschlummern. Auf einmal weckt

mich ein Rauschen in den Bettvorhängen und der Ruf meines Namens tönt mir noch deutlicher zu. Ich öffne die Augen halb, mein Zimmer kommt mir wie verwandelt vor; es ist von einem wunderbaren Lichte durchdämmert, eine eiskalte Hand berührt mich und neben mir im Bett liegt eine todtbleiche Gestalt im Leichenhemd, die ihren kalten Arm nach mir ausstreckt. Ich schrie im ersten Schreck laut auf, und prallte zurück, im Augenblick geschah ein heftiger Schlag, die Gestalt war verschwunden, und ich sah nichts um mich, als die vorige Dunkelheit. Ich zog die Decke über den Kopf, da schlug die Thurmuhr, ich zählte, es war Mitternacht.

Jetzt ermannte ich mich und sprang ohne Verzug aus dem Bett, um mich sicher zu überzeugen, daß kein Traum mich getäuscht haben könnte. Ich zündete zwei Lichter an, und untersuchte wie zuvor das ganze Zimmer. Alles war noch in demselben Zustand, wie ich es verlassen hatte, kein Riegel an den Thüren verschoben, kein Fensterwirbel verrückt. Ich ward schon versucht, meine Erscheinung, so klar

ich

ich mir auch ihrer bewußt war, dennoch einem Traume, und meiner, durch des Jägers Erzählungen aufgeregten Fantasie zuzuschreiben, als ich, um nichts ununtersucht zu lassen, noch mit dem Licht an mein Bett leuchtete. Hier lag eine lange schöne dunkle Locke auf meinem Kissen. Diese konnte doch nicht durch Traum und Täuschung hergekommen seyn. Ich hob sie auf, und wollte eben die ganze Begebenheit dieser Nacht niederschreiben, als ein fernes Geräusch mich aufmerksam machte. Ich unterschied bald ängstliches Laufen und Werfen mit den Thüren; endlich kommt es gegen mein Zimmer und es wird hastig und stark an die Thüre gepocht. Ich rufe: Wer da? Stehn Sie schnell auf, Herr Bärmann, antwortet es draußen, das gnädige Fräulein will sterben! Ich warf mich in möglichster Eil in meine Kleider, und flog nach dem Krankenzimmer; es war zu spät, das Fräulein lag entseelt vor mir. Kurz vor Mitternacht hieß es, war sie vom Schlafe erwacht und nach wenigen schnellen Athemzügen verschieden. Die Eltern waren untröstlich, sie brauchten jetzt selbst

meinen ärztlichen Beistand, besonders die Mutter, die durchaus die Leiche nicht verlassen wollte, so daß man sie fast mit Gewalt von ihr trennen mußte. Endlich gab sie nach, doch mußte ich ihr gestatten eine Locke vom Haupt der Todten als Reliquie und Andenken mit sich zu nehmen. Denke, wie mich schauerte, als ich jetzt in den langen dunkeln Ringeln, die vom Haupte der Leiche herabwallten, die Ebenbilder jenes nächtlichen Geschenks erblickte. Ich ward den Tag darauf gefährlich krank, und, merke wohl! an derselben Krankheit, an welcher meine Patientin verschieden war. Was sagst du nun zu dieser Thatsache, deren Gewißheit ich mit jedem Eide bekräftigen kann?

Es ist in der That sehr sonderbar — antwortete ich — Sprächst du nicht ernsthaft, und hättest du mich nicht versichert, daß du das ganze Zimmer auf das genaueste durchsucht hättest, so möcht' ich fast einige Bedenklichkeiten haben.

Wie ich dir sage — fiel der Stadtphysikus ein — Täuschung war hier durchaus

unmöglich. Ich habe mit wachendem Sinn gesehn und gehört, und die Locke setzt vollends alles außer Zweifel.

Gleichwol muß ich dir gestehn — erwidert' ich — ist gerade diese Locke mir ein Anstoß. War deine Erscheinung nicht Täuschung, so mußte sie von einer geistigen Einwirkung, oder wie du es sonst nennen willst, herrühren, diese aber wird mir durch die Dazwischenkunft einer körperlichen Locke etwas zweideutig. Ein Geist, der körperliche Dinge hinterläßt, wird mir sehr verdächtig und macht auf mich denselben widrigen Eindruck, wie ein Schauspieler, der aus seinem Charakter in einen unschicklichen fällt.

Der Stadtphysikus rückte hier ungeduldig mit seinem Stuhle. Gott ehre mir die Konsequenz! — rief er. — Erst glaubt ihr gar keine Geister und werft sie meilenweit von euch; und nun habt ihr gar eine Theorie des gespenstischen Charakters fertig, und kritisirt danach die Erscheinungen!

Hier trat der Aktuarius ein, und trocknete sich die Stirn. Gewiß aus dem Thea-

ter! — riefen wir ihm entgegen und hielten ihm die Strafbüchse vor.

Ihr habt gut reden — antwortete er — setzt euch nur hinauf und vernehmt von frühem Morgen an den ganzen geschlagenen Tag durch Spitzbuben, Vagabunden und ander solch Gesindel. Gestern ist wieder ein Pärchen eingebracht worden, das mich heute ein gut Stück Lunge gekostet hat.

Um des Himmels Willen — rief der Stadtphysikus — bleib mir heut mit allen Spitzbuben- und Vagabundenhistorien vom Halse! Wir haben uns hier schon eine Stunde lang über die graue Stube herumgestritten, und da liegt noch Anzeiger und Freimüthiger ungelesen.

Nun zur grauen Stube muß ich euch ein Gegenstück geben — fiel der Aktuarius ein — Ihr könnt es dem Freimüthigen einschicken, wenn ihr wollt, unter dem Titel: die schwarze Kammer.

Die schwarze Kammer? — riefen

wir beide, der Stadtphysikus und ich, aber jeder in einem andern Tone.

Ja, ja! — wiederholte der Aktuarius — hört an, eine brilliante Spitzbuben- und Gespensterhistorie.

Da bin ich doch kurios — murmelte der Stadtphysikus und trommelte dazu auf dem Tische.

Ihr kennt doch — fing der Aktuarius an — den Advokat Tippel? — den kleinen Hanswurst, der immer um die Weiber herumflattert — ihr müßt ihn ja kennen!

Ja doch, ja! — riefen wir beide — komm nur zur Sache!

Nun — fuhr er fort — der hat neulich draußen in Rabenau einen Termin vor den Silbersteinischen Gerichten. Die Sache mag sich aber etwas in die Länge ziehn, kurz der Abend kommt heran, ehe Tippel abgefertigt ist. Von Natur, wißt ihr, ist er eben nicht der Herzhafteste, und jetzt haben ihn die Geschichten von Posträubern und Zungenab-

schneidern so besorgt gemacht, daß ihn kein Mensch durch alle Versprechungen in der Welt des Nachts auf die Straße locken könnte. Silbersteins sind gute Leute, und weil sie seine Angst sehen, so offeriren sie ihm ein Nachtlager auf dem Schlosse. Tippel nimmt es mit dem größten Dank an, und bittet nur im Voraus um Entschuldigung, wenn er vielleicht zu früh Lärm im Hause machen sollte, denn er müsse mit Tagesanbruch fort. Den andern Morgen läßt sich aber kein Tippel hören und sehen. Eine Stunde nach der andern vergeht, man klopft an seine Thüre, man ruft, man lärmt; kein Mensch antwortet. Endlich wird es den Leuten bedenklich, und sie machen die Thüre mit Gewalt auf. Da liegt Tippel todtenblaß und ohne Besinnung im Bett und sieht aus, als wollt' er eben abscheiden. Endlich durch viel Bemühungen wird er wieder zu sich gebracht, und erzählt nun fürchterliche Dinge, die ihm in der Nacht begegnet waren. Er hatte sich Abends zeitig zu Bett gelegt, um bei rechter früher Tageszeit sich auf den Weg machen zu können. Wie er noch im

ersten Schlafe liegt, weckt ihn ein Pochen an der Thüre. Tippel hat gleich den Kopf voll Schreckenshistorien, schmiegt sich möglichst an die Wand, und versteckt den Kopf unter die Decke. Kaum ist er wieder einen Augenblick eingeschlummert, so weckt ihn von neuem ein dumpfes Rauschen an seinem Bett, und wie er aufblickt, da steht eine weiße Figur vor einem Schranke, den er zuvor in seiner Stube gar nicht gesehn hat, und in dem Schranke glänzt es wie lauter Gold und Silber und Edelstein. Der Geist überzählt seinen Reichthum, klimpert mit Geld, schließt dann den Schrank zu, und nähert sich endlich dem Bette. Da sieht denn Tippel ein kleines blasses Todtengesicht mit einer altväterischen Kopfbinde um die schwarzen Haare. Es weht ihn eine eiskalte Luft an, und der Geist macht Anstalt sein moderfleckiges Grabtuch abzuwerfen und sich mit Tippeln in das Bett zu theilen. In der Todesangst dreht sich Tippel um, schließt die Augen fest zu und rückt so weit er kann nach der Wand zu. Im Augenblick thut es einen lauten Schrei und einen heftigen Fall

in seiner Nähe, der ihm vollends alle Besinnung raubt. So hat er nun gelegen bis früh Morgens, wo ihn die Leute, wie ich euch erzählt habe, halb todt im Bette fanden.

Ihr könnt leicht denken, daß die Sache gewaltiges Aufsehen im Hause machte. Silbersteins, die ohnedies immer Visionen haben, erzählten von einer alten Tante, die sich schon eher sollte gezeigt haben, und von vermauerten Schätzen, die ein Ruthengänger schon dem vorigen Gutsbesitzer angezeigt haben sollte. Dabei betheuerte Tippel jedes Wort seiner Erzählung und vermaß sich hoch und theuer, sie mit tausend Eiden zu bekräftigen. Er deponirte auch wirklich seine Aussage gerichtlich, aber der Gerichtshalter, der auch zu den Ungläubigen gehört, bestand auf einer Lokalbesichtigung des Zimmers, wo Tippel geschlafen hatte. Der alte Silberstein wollte zwar nicht daran, und meinte, er möge in seinem Hause mit Geistern nicht anbinden, er könne die schwarze Kammer entbehren, und sei zufrieden, wenn der Geist sich mit dieser begnüge;

allein der Gerichtshalter behauptete seinen Satz als ein entschlossener Mann, und setzte dasmal seine Meinung gegen den Gerichtsherrn durch. Die schwarze Kammer wurde also geöffnet. Tippel konnte kaum angeben, wo der Schrank mit dem Schatz sollte gestanden haben, denn dem Bett gegenüber waren Fenster, und kein Platz, wo ein Schrank sichtbar oder unsichtbar stehen konnte. Man untersuchte das ganze enge Zimmerchen, aber nirgends fand sich auch nur die gerinste Spur von etwas Unheimlichem oder Verdächtigem. Die Gerichtspersonen und alle Zuschauer bewiesen nun unwidersprechlich, daß das Geschehene nicht mit rechten Dingen zugegangen seyn könne. Tippel erbat sich eine beglaubte Abschrift des Protokolles und seiner Aussage, um sich in allen Zeitungen als ächten und aufrichtigen, gerichtlich attestirten Geisterseher aufführen zu können; da fällt es aber dem Gerichtshalter noch ein, das Bett zu untersuchen, worin der Geisterseher geschlafen hatte. Er schüttelt, rüttelt, pocht und visitirt darin herum, da fährt auf einmal die Bretwand hinter dem Bett wie ein Schieber in

Fugen in die Höhe, und es öffnet sich eine Communication mit einem zweiten Bett auf der andren Seite der Wand, und durch dessen Vorhänge die Aussicht in ein allerliebstes nettes Zimmerchen.

I, der Donner! — fiel der Stadtphysikus hier mit drolligem Aerger ein, und schlug sich vor die Stirn. Der Aktuarius verstand die rechte Beziehung seines Ausrufes nicht, und fuhr fort:

Gerade so rief auch Tippel, als der unerwartete Prospekt sich öffnete. Die ganze Gesellschaft passirte nun durch die beiden Betten in das benachbarte Zimmer. Tippel rekognoscirte hier den Wandschrank seines Geistes und die Gutsherrschaft das Schlafzimmer des Kammermädchens. Man eröffnete den Schrank, der nun zwar nicht, wie Tippel gesehn haben wollte, von Juwelen und Gold und Silber flimmerte, aber doch manch hübsches Stückchen an Silbergeräth, Schmuck und Geldröllchen enthielt. Die hübsche Bewohnerin des Stübchens sollte nun über den Schatz und die

nächtlichen Erscheinungen nähere Auskunft geben, aber sie hatte sich mit dem Jäger des Oberstlieutenants unsichtbar gemacht.

Mit dem Jäger? — wiederholte der Stadtphysikus.

Mit dem herrschaftlichen Revierjäger, August Leisegang, bekräftigte der Erzähler.

August heißt der Spitzbube? — fiel der Stadtphysikus nochmals mit Heftigkeit ein — Weißt du das gewiß?

Warum soll ich's denn nicht wissen — erwiderte der Aktuarius etwas verdrüßlich — ich hab' ihn ja eben mit seiner Schönen vernommen. Warum fällt dir der Name auf?

Mein Namensvetter — murmelte der Stadtphysikus gelassen und zupfte an der Halskrause — Erzähl' nur weiter!

Nun, das Uebrige könnt ihr errathen — fuhr jener fort — Die bewegliche Wand, die in uralten Zeiten einem Schloßherrn Dienste geleistet haben mochte, war vergessen und von dem Liebespärchen neu entdeckt und benutzt

worden. Tippel hatte nun im Schlaf an die Feder gedrückt und die Wand gehoben, das war das Rauschen, das ihn geweckt hatte, das Kammermädchen hatte dann, wie sie statt des Jägers den fremden Gast in ihrem Bett fand, aufgeschrieen, und den Schieber fallen lassen, das war der Fall, den Tippel gehört hatte. So erklärte sich nun alles ganz natürlich. Man schickte nun den Leutchen Steckbriefe nach, und gestern wurden sie richtig von unsern Gerichtsdienern eingebracht. Da hab' ich denn seit Morgens gesessen und vernommen, der größte Spaß aber dabei war, daß Tippel von ungefehr dazu kommen mußte und sich nun todärgern wollte, wie er das nette rothbäckige Schwarzköpfchen sah, vor dem er, als vor einem leichenblassen todten Geizhalse, in der Nacht die Augen fest zugedrückt hatte. Das soll mir nicht wieder passiren, sagte er, und wollte einen von den versäumten Küssen nachholen, aber der kleine, schwarzäugige Schelm drehte sich so flink, daß Tippels Lippen gerade mit der rothen Nase des Gerichtsfrohns zusammenstießen. Nehmen Sie sich in Acht,

sagte sie, der erste April kommt alle Jahre wieder, und will jedesmal sein Recht haben.

Krabbe du! — murmelte der Stadtphysikus, der nun sein Abenteuer noch einmal zum Besten geben mußte.

Aber — schloß er, als wir ausgelacht hatten — wenn ich euch auch meine schwarze Kammer preiß gebe, die graue Stube disputirt ihr mir doch nicht weg! Und nun zur Lektüre!

Er griff nach dem Freimüthigen. Die graue Stube! — rief er — Das ist ja ein altes Stück! Wir besahen es; das Datum war neu. Der Stadtphysikus las. Aber eh' er zu Ende kam, warf er das Blatt derb auf den Tisch, denn es enthielt nichts anders, als die sonnenklare Auflösung der bekrittelten und verschrieenen Wunder der grauen Stube.

Geht mir — rief er — wir leben in einer schlechten Zeit! Alles Alte geht zu Grunde, nicht einmal ein rechtschaffenes Gespenst kann sich mehr halten. Komme mir keiner wieder mit einer Gespensterhistorie!

Bewahre! — erwiderten wir andern beiden — Gerade wenn es mit den Gespenstern aus ist, geht das rechte Zeitalter für ihre Geschichte an. Kommt doch jede Geschichte erst hinter der Wirklichkeit, und der Leser dadurch, wenn das Glück gut ist, hinter die Wahrheit!

Das Todesvorzeichen.

Häusliche Gesinnung.

Herr von Tiefeneck war so eben mit seiner Gemahlin am Schachbrete beschäftigt, als der Bediente hereintrat, um den Baron von Wartenstein anzukündigen.

„Wir sind nicht zu Hause!“ rief Klotilde, und Johann trug die Abweisung an die Behörde hinaus.

„Er wird es übel aufnehmen,“ sagte Tiefeneck.

„Desto besser. So erläßt er uns ein andermal seine Besuche.“

„Um am dritten Orte boshaften Witz über unsre Häuslichkeit auszugießen.“

„Weil Häuslichkeit überhaupt sich mit seinem saubern Liebessysteme nicht vertragen will! Mag er. Hätte die Marquise ihn so aus ihrem Hause verbannt, so wäre es zu keinem Skandal

zwischen ihrem Gatten und ihr gekommen. Ich will zeigen, daß seine stechenden Blicke so gut von mir abprallen, wie seine hohlen Worte.“

„Aber, warum ihm ausweichen?“

„Aus Furcht wahrlich nicht, eher aus Liebe zur Bequemlichkeit.“

„Oft, gute Klotilde, macht grade die Liebe zur Bequemlichkeit das Leben recht unbequem. Der Baron hat viel Bekanntschaften, und kann mancherlei Schaden thun, wenn er will. Er konnte wissen, daß wir beide zu Hause waren. Mit Einem Worte, Liebe, ich muß darauf denken, dich durch Unpäßlichkeit bei ihm zu entschuldigen.“

„Ich bekomme wirklich in diesem Augenblicke heftiges Kopfweh!“ sagte sie aufstehend.

„Man muß niemand reizen,“ sprach Tiefeneck mit einem zärtlichen Kusse. Doch aus dessen gleichgültiger Aufnahme zu schließen, hatte er es in diesem Momente völlig mit seiner Gattin verdorben.

Der abscheuliche Mensch!

Tiefeneck beharrte indessen bei seinem Vorsatze und veranstaltete es, daß ein Paar Tage darauf Wartenstein den ganzen Abend im Hause zubrachte.

„So, liebe Klotilde,“ sagte ihr Gatte am Morgen nachher. „Ich danke Dir, daß Du mir gestern Deine Bequemlichkeit so schön zum Opfer gebracht, und den Dir Verhaßten mit der nöthigen Höflichkeit abgefunden hast.“

„Aber sahst Du wohl, wie jedes seiner Worte mir einen längern Blick von ihm zuzog, wie sein Auge mich hütete; wie sein Fuß, wo er konnte, mir auf den Fersen war?“

„Lächerlichkeiten, liebes Kind. Wahrlich, ich bin zu eitel für den Glauben, daß ein Mensch, wie Wartenstein, jemals in deinem Herzen, ich will nicht sagen, einen Vorzug vor mir, sondern auch nur das geringste Plätzchen erlangen könnte. Oder sollte ich mich irren?“

„Diese Frage verdiente — —! Doch da kommt er eben wieder um die Ecke. Vielleicht gar in unser Haus.“

„Ganz gewiß. Er hat mir eine seltene Münze in meine Sammlung versprochen.“

„Nur diesmal, Tiefeneck, laß mich von seinem gierigen Auge verschont. — Um der gestrigen Aufopferung willen!“

Und nach einer herzlichen Umarmung schlüpfte sie aus dem Zimmer.

Als der Besuch fort war, erzählte ihr Tiefeneck lachend, wie Wartenstein allezeit beim Aufgehen der Thüre, wahrscheinlich in Hoffnung ihres Erscheinens, das Auge aufgerissen und ihm mit dem ermüdendsten Geschwätz, vermuthlich nur darum so lange lästig gefallen sei, weil er noch immer auf Klotildens Hereintreten gerechnet habe.

„Der abscheuliche Mensch!“ rief Frau von Tiefeneck. „Er wird mir noch manchmal Deine liebe Nähe, mein einziges Bedürfniß, durch seine verdrießliche Dazwischenkunft entziehen.“

Vor'm Jahre.

Aber die Stimmungen sind einander nicht gleich. Ein Paar Wochen später gähnte Tiefeneck eines Nachmittags im Zimmer auf und

nieder, und seine Gemahlin war auch nur halb bei dem Romane, dessen Blätter sie von Zeit zu Zeit umwendete. Da rollte ein Wagen, und sie flog so rasch an's Fenster, daß der Roman herunterfiel.

„Wo ist denn mein Buch hingekommen?" fragte sie, als sie vom Fenster zurückkehrte.

„Wo es Ihre Eilfertigkeit aufgehoben hat," antwortete Tiefeneck mit Lachen auf die Erde zeigend.

„Wie schnell auch die Zeiten sich ändern!" rief sie und langte nach dem Buche. „Nur ein Jahr früher, und ich hätte zuverlässig weder der Frage noch dieses Bückens bedurft, weil Sie dem allen galant zuvorgekommen wären."

„Vor'm Jahre, liebes Kind, hätten Sie auch sicher kein Buch ergriffen, um sich damit vor meiner Unterhaltung zu schützen."

„Aber vor'm Jahre, mein Lieber, hatten Sie sich das verdrießliche Gähnen noch gar nicht angewöhnt."

„Weil Sie vor'm Jahre einen äußerst gefälligen Humor besaßen."

„Aber besinnen Sie sich nur auch, wie liebenswürdig Sie vor'm Jahre waren, wie Sie jeden Anlaß ergriffen, mir Freude zu machen, wie mein ärmstes Wort, mein kürzester Blick Sie in Entzücken versetzen konnte."

„Vor'm Jahre, liebes Kind! — — Doch wozu Bitterkeit gegen Bitterkeit? Die Zeit der großen Hoffnungen ist vorüber. Wir wissen nunmehr, daß die Leidenschaft eine Menge davon mit Affenliebe pflegt, die nur im Lande der Träume ihre Erfüllung finden. Begnügen wir uns mit dem Wenigen, was etwa übrig bleibt."

Tiefeneck entfernte sich nun, und Klotilde sann mißmuthig darüber nach, warum auf die üppige Poesie des Brautlebens eine so magre Prosa, wie der Ehestand, folgen müsse.

Ein recht lieber Abend!

Die Theestunde führte endlich Tiefenecken zurück, die heute eine ansehnliche Gesellschaft mitbrachte. Sehr natürlich. Man mußte sich mittheilen über einige Hauptereignisse im Reiche der Mode. Man mußte ein großes politisches

Wunder mit erklärenden Anmerkungen begleiten. Man mußte die geheimen Ursachen einer so eben verloren gegangenen Schlacht einander in's Ohr sagen.

Bei solch einer Menge von Stoff war die Unterhaltung recht animirt und laut. Besonders gerieth der Hausherr in lebhaften Streit mit einer reizenden Dame, und führte ihn so anmuthig und galant, daß Klotilde nichts anders als Rache zu denken hatte. Hierzu, meinte sie, würde Wartenstein kein übler Mann seyn. Auch war er ziemlich der einzige, welcher, nicht ganz von dem allgemeinen Gespräche umstrickt, der Hausfrau nahe saß, und ihr von Zeit zu Zeit einige besondre Artigkeiten zuflüsterte.

Frau von Tiefeneck sprach viel und angelegen mit ihm. Allein so sehr sie sich auch bestrebte, durch laute Munterkeit ihren Gemahl aufmerksam zu machen, dieser hatte kein Ohr als für die Gräfin. Der Verdruß darüber zog die Wirthin immer tiefer in das Gespräch mit dem Baron.

„Ein recht lieber freundlicher Abend!“

sagte Tiefeneck zu seiner Gattin, als die Versammlung auseinander war.

„Gewiß. Wartenstein kann doch wahrlich weit angenehmer seyn, als ich's ihm zugetraut hätte."

„Ach," sagte Tiefeneck, „die Gräfin hätten Sie erst beobachten sollen. Nie würde ich von einer Dame diese tiefe und vielseitige Bildung erwartet haben."

„Und ich niemals von einem Manne so viel Gefälligkeit, jeder Laune des Gesprächs mit dieser Anmuth des Geistes nachzufolgen."

„Die Gräfin kennt die Geschichte, wie wenig Männer."

„Der Baron die ganze Zartheit der weiblichen Natur."

„Der Mann sollte heirathen, um die Weiblichkeit näher in's Auge zu fassen."

„O, der Baron an Ihrer Stelle hätte mir wahrlich vorhin die kleine Aufmerksamkeit bewiesen." Ihr Auge zeigte dazu nach der Stelle, wo das Buch am Boden gelegen hatte.

„Und der Gräfin an Ihrer Stelle wäre

die große Vernachlässigung gewiß nicht zur Last gefallen, meinem Umgange einen schlechten Roman vorzuziehen."

Beide erhitzten sich äußerst. Beide sahen aber auch bald darauf ein, daß sie es nicht hätten thun sollen. Beide fühlten sich sogar bereit, durch ein herzliches Bereuen allen übeln Folgen vorzubeugen. Nur den ersten Schritt wollte niemand thun. Darüber verstrich eine halbe Woche in dumpfer Stille. Die Gräfin war indessen auf ihre Güter gereiset, ohne daß Tiefeneck auch nur ein bedauerndes Wort hätte fallen lassen.

Der Baron.

Am vierten Tage machte der Baron den Besuch, den er versprochen hatte.

Die zwanglose Freundlichkeit, mit welcher Tiefeneck ihn behandelte, verfehlte ihre Wirkung nicht auf Klotilden.

„Ich habe Wartensteinen neulich doch wohl zu sehr gerühmt!" sagte sie, als er fort war, ihrem Gatten die Hand reichend.

„Gern übernehme ich einen Theil an dieser Schuld!“ erwiederte er sie umarmend.

„Uebrigens kann der Baron unmöglich so gefährlich seyn, als man ihn geschildert hat.“

„Siehst Du wohl. Nun, so hat der reizbare Tag wenigstens das Gute hervorgebracht, daß Du künftig Wartensteinen als Gesellschafter wirst dulden können.“

„Indessen, mein lieber Tiefeneck, begreife ich immer noch nicht, wie wir beide in so reizbare Stimmung gerathen waren.“

„Das ist nun einmal das Zubehör mancher Tage, meine gute Klotilde. Man muß aber in der Ehe vergessen können.“

Dieser Gegenstand wurde mit allen seinen Nebenbeziehungen noch weiter abgehandelt, bis man übereinkam, daß das eheliche Leben einen hinlänglichen Ersatz gewähre für den Verlust der zarten Blüten, unter denen die Sehnsucht der Verlobten sich verborgen halte.

Allein die Folgen jenes reizbaren Tages waren hierdurch nicht geschlossen. Der Baron

verdoppelte seine Besuche, kam immer öfter, und wurde bald ein nothwendiges Zubehör im Hause.

Tiefeneck hatte einigen Argwohn gegen den Baron. Die Stadt wollte wirklich wissen, daß Wartenstein seine Leidenschaft gern ohne Zügel herumirren ließ, unbesorgt, was daraus entstehen, und welches Glück dadurch vernichtet werden könnte. Nach des Barons sichtbarer Aufmerksamkeit für Klotilden wollte er in diesem Hause nicht vorsichtiger zu Werke gehen. Aber Tiefeneck wußte noch immer, welche Abneigung Klotilde vor dem Menschen gehabt hatte. Dazu traute er auf die geprüften Sitten seiner Gemahlin, und am meisten auf ihren Geschmack. Denn die Eitelkeit überredete ihn, daß es einer geschmackvollen Dame unmöglich sei, seinem ausgezeichneten Aeußeren den darin höchst unbedeutenden Baron vorzuziehen. Die tägliche Erfahrung hatte gut reden, da seine überlaute Eitelkeit ihn taub machte.

Aufmerksamkeiten.

Der Baron hatte sich indessen wirklich durch tausend gefällige Kleinigkeiten der Frau von Tiefeneck allmählig so sehr genähert, daß bald jeder Abend, an dem er ihrem Umgange fehlte, sich ihr zu der Länge einer schlaflosen Nacht ausdehnte. Ihr selbst unbewußt, wurde der Hausfreund ihr drittes Wort, und wenn von Güte und Tugenden überhaupt die Rede in ihren vertrautern Zirkeln war, so wußte sie gemeiniglich aus des Barons Leben Beweise für das Daseyn dieser Tugenden aufzufinden.

Anfangs schien er nur zufällig auch zu solchen Zeiten zu kommen, in denen der Hausherr abwesend war. Aber bald wurde die Frau von Tiefeneck inne, daß er einzig noch diese Zeiten gern bei ihr zubrachte. Sie machte sich Vorwürfe, seine unverkennbare Leidenschaft nicht früher ernstlich zurückgewiesen zu haben. Doch mußte sie es billigen, daß sie von dem anfänglich so ungerechten Betragen gegen ihn abgegangen war. Und, fragte sie sich entschuldigend, wenn hätte ich nachher anfangen sollen,

ein Wohlwollen zurückzuweisen, das seiner völligen Anspruchlosigkeit wegen noch bis diese Stunde Schonung und Dankbarkeit zu verdienen scheint?

Ihr gutes Herz entfernte alles, was den Baron ein Weh zufügte. So hatte sie bemerkt, daß ein Ring mit Tiefenecks Portrait ihn betrübte, und sie vermied es, diesen Ring in Wartensteins Gegenwart am Finger zu tragen. Ihr Dankgefühl erwieß ihm tausend ähnliche Aufmerksamkeiten, die, so schuldlos sie an sich seyn mochten, doch des Barons Leidenschaft in immer mächtigere Flammen setzten.

Nur eins hatte er sie gebeten, daß er sie nämlich bei ihrem Vornamen nennen dürfe, und eben weil es seine einzige Bitte war, hatte sie geglaubt, es ihm bewilligen zu müssen.

Die Aufopferung.

Der Baron hatte seit kurzem ein Wort auf dem Herzen, dem der Weg über die Lippen schwer wurde. Klotilde bemerkte es, scheute sich vor dem Worte, und suchte es durch scherzhafte Einfälle so lange zurückzutreiben, bis

Wartenstein einmal ganz unerwartet damit hervorbrach.

„Klotilde,“ fing er an, „daß Sie das Wesen sind, dem mein ganzes Daseyn gehört, das müssen Sie längst errathen haben.“

Frau von Tiefeneck erschrak um so mehr über diesen Ausbruch, da der Baron ihre Hand zugleich mit Heftigkeit anfaßte. Sie wollte sich schon losreißen, als er gelassener fortfuhr:

„Lassen Sie mich ausreden, Beste. Es zerreißt mir die Brust dieses Schweigen; mein Leben ginge zu Grunde, wenn es länger dauerte, und das würde Sie doch ein wenig schmerzen.“

„Was wollen Sie von mir, da Sie wissen — —“ Hier warf sie einen Blick auf das Gemälde ihres Gatten, das über dem Sopha hing.

„Ich weiß — und will nichts von Ihnen, als die Annahme — meiner ewigen Treue.“

„Unmöglich, Wartenstein. Womit könnte ich Sie entschädigen?“

„Und habe ich denn Entschädigung verlangt? Ist es nicht eben der entzückende Gedanke der Aufopferung, der mich glücklich macht,

der Aufopferung für Dich? — Hier stehe ich am Abgrunde. Dein Nein stürzt mich unerbittlich hinab."

Er warf sich dabei vor ihr nieder, und sie verlor ihr halbes Bewußtseyn, als in demselben Augenblicke Frau von Selter hereintrat.

Allgemeine Verstimmung.

„Ich störe!" sprach die Angekommene erschrocken.

„Nichts weniger!" antwortete Klotilde, und der Baron rief aufstehend: „Seyn Sie Schiedsrichterin, gnädige Frau, da Sie nun einmal so viel gesehen haben."

Er trug hierauf sein Verlangen vor, und Frau von Selter sagte: „Die Sache ist so eigen, daß Sie wohl Ueberlegung fordert."

„Aber, mein Himmel," rief der Baron, „ich begehre ja bloß die Annahme eines freiwilligen Geschenkes."

„Wohl möglich. Aber die Treue ist ein Geschenk, das — in der Regel wenigstens — ein Gegengeschenk von derselben Art verlangt."

Hierauf sagte Wartenstein mit beleidigendem

Spotte, daß man doch nicht jeden ungewöhnlichen Fall nach dem gemeinen Maaßstabe beurtheilen möge.

Es war ein Glück, daß Tiefenecks Eintreten den Faden der zeitherigen Unterhaltung gänzlich abschnitt, weil zu Klotildens großer Betrübniß beide Partheien Bitterkeiten gegen einander auf der Zunge zu haben schienen.

Tiefeneck wußte gar nicht, woran er war. Des Barons unsichere Blicke, der Selter glühendes Gesicht und Klotildens Aengstlichkeit, sollte dies alles ein Werk des Zufalls seyn? Dazu kam, daß keine Saite des Gesprächs, die er zu berühren versuchte, einen fortlaufenden, ja manche nicht einmal einen einzelnen Ton angab.

Der Baron konnte endlich seinen Unmuth nicht länger beschwichtigen und ging.

Ausflucht.

„Was hatte denn der?“ fragte der Hausherr. Es war ein Glück, daß Frau von Selter die Frage Klotilden sogleich von der gepeinigten Seele nahm und sagte: „Ich bin in Streit

mit

mit ihm gerathen, lieber Tiefeneck, und zwar über Kleinigkeiten, wie das wohl zu gehen pflegt."

„Zum Beispiel?"

„Wahrhaftig, ich wüßte Ihnen die Sache gar nicht vorzutragen. Auch verdient sie in der That keiner weitern Erwähnung."

Tiefeneck war um so weniger hiervon befriedigt, da ihm das stumme, gespannte Wesen seiner Gattin durchaus nicht entgehen konnte. Doch fand er es schicklicher, das Zimmer wieder mit Anstand zu verlassen, als in die Ursachen des Streites sich eindrängen zu wollen, die ihm, wie es schien, verhehlt werden sollten.

Herber Rath.

„Gott sei Dank!" rief Klotilde, als ihr Gemahl hinaus war. „Sein Auge traf wie ein Richtschwert auf mich. Was aber nun, liebe Selter?"

„Alles vermeiden, was ähnliche Verlegenheiten erzeugen kann."

„Und Wartenstein?"

„Muß nach seinen heutigen Ansprüchen zuerst vermieden werden.“

„Aber, liebe Selter, ist eine freiwillige Opferung seiner selbst ein Anspruch?“

„Opferungen, die nicht viel sagen wollen!“

„Wie wenig kennst Du den Mann, von dem die Rede ist.“

„Vielleicht besser, liebe Tiefeneck, als sein untreuer Spiegel, dein bestochenes Herz. Ich sage gar nicht, daß Wartenstein böse sei. Aber er überläßt sich der Leidenschaft, wohin sie ihn führt. Die Reize jedes Weibes können Zaubernetze für ihn werden.“

„Ich weiß jetzt besser, wie sehr der Ruf ihn verläumdet. Aber ich widerspreche nicht, so sehr ich auch könnte. Sage nur, was ich thun soll?“

„Durch entschiedene Kälte ihn nöthigen, eine neue Liebe aufzujagen.“

„Beste! Er liebt niemanden als mich, er kann niemanden weiter lieben. Du kennst ihn wahrlich nicht im geringsten. Er geht zu Grunde über meinen Verlust.“

„Ueber Deinen Verlust! Er hat Deine Neigung also schon gewonnen?“

„Das nicht! Auch liebe ich Tiefenecken aufrichtig, aber —“

„Ohne aber! Ich gehe, um Dich den Gedanken an Deine Pflicht allein zu überlassen, welche unbedingten Gehorsam fordert und keinem treulosen Aber das Wort gestattet.“

Gegenvorstellungen.

Der tiefe Eindruck dieser Ermahnung auf Klotilden bewährte sich, als der Baron bald nach der Selter Hinweggehen zurückkam. Stürmischer als zuvor drang er auf Erklärung. Klotilde machte ihre Hand von ihm los und trat einige Schritte zurück. „Sie kennen meine ganzen Verhältnisse,“ sprach sie, „und sollten als Freund unsers Hauses am wenigsten darauf denken, sie zu zerstören.“

„Zerstören, wer will das? Mein Vorsatz ist vielmehr, sie Ihnen zu erleichtern.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß sie mich drücken?“

„Wie oft, Klotilde, bin ich nicht Zeuge

gewesen, daß Ihr feuchtes Auge den Himmel schüchtern suchte, um zu fragen, was Sie verschuldet hätten, daß man Ihre zarten Gefühle mit so unzarten Händen anfassen dürfe? Wie oft habe ich gesehen, daß Ihre billigsten Wünsche da Widerstand fanden, wo man ihnen mit Freuden hätte entgegenkommen sollen! — Sollte es Ihnen kein Trost seyn, zu wissen, daß es einen Menschen in der Welt giebt, der Sie besser versteht, der, wenn ihm das Glück durch Ihren Besitz hätte den Himmel auf Erden vergönnen wollen, gewiß nicht Ihre höchsten heiligsten Gefühle mit einem eiskalten Verstande ersticken würde; einen Menschen, der überall, wo er lebt, nur für Sie lebt; den jeder Schmerz, der Sie anfaßt, zehn, ja tausendfach trifft, und der, seit er Sie näher kennt, nur noch in Ihrem Anschauen die Freuden seines Daseyns empfindet?“

„Und wenn es wäre, Wartenstein, wenn ich Ihre Güte auch schätzte, so würde ich doch wahrlich nicht so grausam seyn, Ihnen das Versprechen einer Treue abzunehmen, welche unter meinen Verhältnissen so wenig belohnend

für Sie seyn könnte!“ wandte Frau von Tiefeneck mit gerührter Stimme ein.

„Abnehmen? Der Himmel hat längst schon meine Zusage angenommen, wie manches andre Gelübde der Entsagung. Ihr Billigen der Sache verlange ich ja nur, das, genau betrachtet, nichts weiter ist, als die Anerkennung meiner so uneigennützigen wie unvergänglichen Liebe zu Ihnen. Denn ich schwöre — —“

Hier unterbrach der Bediente die Scene mit Anmeldung einer Verwandten, die sogleich selber hereintrat. Vergebens hoffte der Baron, den Besuch abzuwarten. So einsilbig auch die Unterhaltung ward, die Dame blieb noch als er ging, und wartete auch, bis Tiefeneck nach Hause kam.

Zwei Wege.

Als Gatte und Gattin allein waren, fragte der erstere Klotilden, was ihr fehle, und seine sichtbare Theilnahme rührte sie so, daß sie Zuversicht faßte und ausrief: „Ein Vertrauter, und in wem könnte ich einen bessern finden als in Dir.“

Hierauf entdeckte sie des Barons Begehren, jedoch mit Behutsamkeit und Entfernung alles desjenigen, was den Gemahl hätte beleidigen können.

„Und wozu denkst Du Dich zu entschließen?“ fragte er nach mehrmaligem Farbenwechsel sehr gemäßigt und sanft.

„Das eben sollst Du mir sagen, mein Lieber.“

„Hier sind nur zwei Wege. Gänzliche Trennung — entweder von dem Liebhaber oder von dem Gatten.“

„Um Gotteswillen, Tiefeneck, wie magst Du den zweiten auch nur aussprechen?“

„Weil Du den ersten — weit näher liegenden — nicht finden konntest.“

Das Billet.

„Aber, mein Lieber,“ seufzte Klotilde, „der arme Wartenstein — —“

„Den Namen nicht wieder, wenn Du nicht auch den Mann haben willst! Der Baron ist in unser Haus gekommen, ich weiß kaum wie.“

„Aber ich weiß es! —“ sagte Frau von Tiefeneck im sanftesten Tone die Hand des Gatten ergreifend.

„Soll ich etwa gar heute noch Vorwürfe hören? Damals war mir es um den Anstand zu thun. Und auch heute wieder um den Anstand. Ich habe sehr gut bemerkt, wie sich dieser Mensch nach allen Kräften hier befestigte, und seine tausend Vorbereitungen bis zu der heutigen Unverschämtheit werden mir in diesem Momente recht klar. Wer Treue giebt, begehrt auch Treue und verkleidet dies Begehren nur so lange, bis er seines Erfolges gewiß ist. Von Stunde an wird ihm mein Haus verschlossen, daher kommt es nun darauf an, ob Du es unter diesen Umständen künftig auch noch für das Deinige ansehen willst.“

„Tiefeneck!“

Klotilde wollte ihn in die Arme schließen. Doch er sagte zurücktretend: „Jetzt verlange ich einen Entschluß und keine Umarmung. Soll ich dem saubern — Liebhaber seinen Platz hier sogleich schriftlich aufkündigen, oder Ihnen bis

nach unsrer gesetzlichen Trennung die Schlüssel allein überlassen?“

Klotilde öffnete ihm selbst den Schreibetisch, und bat nur, daß er in dem Baron den Kranken nicht vergessen möge.

„Seyn Sie unbesorgt. Ich werde kein Wort zu viel an ihn verschwenden.“

Tiefeneck schrieb:

„Auf meiner Gattin Verlangen ersuche ich „Sie hierdurch, die Schwelle unsers gemein„schaftlichen Hauses nicht wieder zu betreten.“

Das Todesurtheil.

Klotilde erblaßte, als er sie das Billet lesen ließ, und er sagte im Zusammenbrechen desselben: „Auf Ihr Verlangen mußte ich schreiben. Ihre eigene Ehre forderte das.“

Frau von Tiefeneck schwieg, und der Zettel wurde dem Bedienten übergeben.

„Und nunmehr noch eins!“ fügte der Hausherr bald darauf hinzu: „Ich verlange, daß jeder Brief von dem — — verunglückten Liebhaber, der sich durch geheime Gänge bis zu Ihnen schleichen könnte, mir uneröffnet ein-

gehändigt werde. Dieses bin ich meiner Ehre schuldig."

Klotilde sagte es weinend zu, nur bat sie, daß ihr kein Geheimniß aus dem Inhalte der Wartensteinischen Aeußerungen gemacht werden möchte.

Der Baron schrieb zur Antwort:

„Das Todesurtheil, welches Ihre Gattin „über mich ausgesprochen, habe ich so eben „erhalten."

„Der lächerliche Romanheld!" sagte Tiefeneck unwillig.

„Aber, gesetzt nun, daß er — —" warf Klotilde ein, die der Ohnmacht nahe war.

„Gesetzt! So hätte die Welt einen albernen Menschen weniger."

Mit diesen hart genug ausgesprochenen Worten verließ er das Zimmer.

Wieder ein Brief.

Eine Stunde später suchte Klotilde ihren Gemahl auf seinem Zimmer auf. „Hier ist ein Brief an mich."

„Auf welchem Wege?“

„Durch seinen Bedienten.“

Tiefeneck erbrach den Brief und las:

„Gnädige Frau! Ich könnte Sie vorhin „beunruhigt haben, daher diese Zeilen. Was „auch aus mir werde, so soll doch auf Sie „keine Schuld fallen. Die mündliche Ver„sicherung meiner Treue haben Sie zurückge„wiesen. Dennoch wiederhole ich es hier, „daß ich sie Ihnen für die Ewigkeit widme, „und lieber mein Daseyn aufgeben, als aus „einer andern weiblichen Hand mein Glück „empfangen will. Leben Sie wohl. Die „Pferde, die mich von hier wegbringen sollen, „sind schon vor meinem Wagen. Leben Sie „zufrieden!“

„Glückliche Reise!“ rief Tiefeneck. „Der Entschluß zeigt doch, daß er noch nicht alle Vernunft bei seiner Liebe zugesetzt hat. Das Uebrige wird sich finden.“

Klotilde schüttelte seufzend den Kopf.

Die Anzeichen.

Frau von Tiefeneck hatte eine heillose Nacht. Ihre Träume ließen den Baron auf tausendfache Weise umkommen. Sie fuhr aus ihnen auf, und da gab alles im Zimmer, was platzen konnte, als Wandschränke, Tische und dergleichen, die entschiedensten Vorzeichen seines nahen Todes von sich. „Ach unfehlbar ist er schon in dieser Nacht gestorben!“ klagte Klotilde am Morgen den einsamen vier Wänden ihres Boudoirs. „Und zwar wegen seiner Liebe zu Dir!“ Sie warf mit dem Früheſten ihren Mantel um, und eilte zur Selter.

Diese war sehr erfreut, als sie das Vorgefallene erfuhr.

„Aber meine Ruhe?“ rief Klotilde.

„Kann einzig in diesem Gleise Dir erhalten werden. Denn nur der hat Anspruch auf Ruhe, der die Verhältnisse eines anständigen Lebens zu ehren weiß.“

Klotilde erzählte hierauf von den Vorzeichen der Nacht.

„Vorzeichen! Ei, liebes Kind, seit wenn

bist Du denn so abergläubig? Am Ende wirst Du gar noch zur Geisterseherin.“

„Das wolle der Himmel nicht.“

„Er will es auch gewiß nicht. Aber das verlangt er, daß Du deiner Phantasie nicht den Zügel schießen lässest wie vorige Nacht. Denn sonst könnte sie doch wohl noch bis dahin gelangen. — Es ist wahrhaftig schon eine schlimme Sache, wenn man die todten Schränke und Tische reden hört.“

Klotilde gestand es jetzt selbst, daß sie in diesem Augenblicke nicht sonderlich mehr an die Anzeichen glaube. Uebrigens erbot sich Frau von Selter, wegen des Barons Aufenthalt und Leben Erkundigung einzuziehen, und die Resultate davon gewissenhaft anzuzeigen.

Allein, leider, war sie durchaus unglücklich in ihren Nachforschungen. Kein Mensch wußte, welchen Weg der Baron nach den ersten Poststationen eingeschlagen hatte.

Klotilde war untröstlich, und ihr Gatte versuchte alles umsonst zu ihrer Zerstreuung. Die Gesellschaft bewirkte so wenig eine Veränderung in ihr als die Einsamkeit. Ja, die

letztere brachte ihr, zumal bei Nacht, immer wieder neue Anzeichen und Vorbedeutungen mit, und sie durfte das nicht einmal jemanden im Hause sagen, weil lauter ungläubige Menschenkinder darin ihr Wesen treiben.

Uebrigens hatte bei der fortdauernden Unruhe der Wirthin die Stimmung aller, die ins Haus gehörten, eine ziemlich dunkle Farbe angenommen.

Der lustige Gast.

Endlich erschien doch einmal ein heiterer Abend. Der seltene Humor eines alten Universitätsfreundes, des Herrn von West, der sich unverhofft bei Tiefenecken sehen ließ, war die Ursache.

Klotilde gestand, als der Mann fort war, daß er ihr sehr wohlgefallen habe, und Tiefeneck eilte am folgenden Morgen mit dem Frühesten in's Hotel, um die von dem Fremden abgelehnte Bitte, sein Haus dem Gasthofe vorzuziehen, so dringend zu wiederholen, daß der alte Freund nicht widerstehen konnte.

Die unerschöpfliche Laune des neuen Hausgenossen brachte auch in der That eine recht glückliche Veränderung in Klotilden hervor. Er hatte so viel von sich und andern zu erzählen, und wußte das Unbedeutendste durch gute Einfälle zu würzen und zu erheben.

„Meine ganze Familie,“ sagte er einsmals, wie man seine Laune gerühmt hatte, „besitzt diesen heitern Sinn, und wenn meine Schwester nicht etwa durch eine Liebschaft, von der sie mir eben geschrieben hat, zu sentimental geworden ist, so sollen Sie in der eine Person kennen lernen, die ich selber nothwendig heirathen müßte, wenn sie nicht eben das Unglück hätte, meine Schwester zu seyn. Sogleich nach ihrer Hochzeit wird sie mit ihrem Gatten hieherkommen. Nur soll mir der letztere kein Murrkopf seyn, wenigstens nicht ungestraft. Denn sonst ruhe ich nicht eher, bis die Scheidung vollzogen ist, oder ich schieße ihn im Zweikampfe todt, weil ich meine Familie durch kein dickes Blut verfälscht sehen will.“

Die Geistergeschichte.

Allein Klotildens kaum gewonnene bessere Stimmung ging auf Einmal wieder verloren. Eine Geschichte, welche das Gerücht mit vielen Umschweifen herumtrug, gab die Veranlassung dazu. In einer nah gelegenen kleinen Stadt war der Liebeshandel einer jungen Person mit einem Manne unter ihrem Stande von den Verwandten entdeckt und zerstört worden. Die Verliebte selbst hatte den Vernunftgründen ihrer Angehörigen nachgegeben, der junge Liebhaber jedoch sich die Sache dermaßen zu Gemüthe gezogen, daß er in ein hitziges Fieber verfallen und daran gestorben war. Seit seinem Tode nun erschien er dem Mädchen, nach dem Ausspruche von Augenzeugen, fast in jeder Nacht in drohender weißer Gestalt. Der Geist scheute auch die Wächter nicht, welche späterhin die Geplagte sich beigesellte. Man bettete sie in andre Zimmer, aber auch diese wußte er zu finden. Angst, Schlaflosigkeit und Gram bedrohten die Arme mit einer auszehrenden Krankheit. Auch war nach allen Umständen, die man

hörte, an keinen Betrug bei der Sache zu denken.

Klotilde vernahm die Geschichte nicht ohne das heftigste Grausen. Ihrer Meinung nach war sie weit schuldiger als das gequälte Mädchen. Diesem blieb doch der Trost, ein unwürdiges Verhältniß abgebrochen zu haben, und der Liebhaber trug eigentlich nur die Strafe seiner Schuld. Was aber war Wartensteins Verbrechen? fragte sich Frau von Tiefeneck. Ist es nicht die höchste Grausamkeit, einem Menschen die uneigennützigste Liebe zu verweigern, ihn um dieser willen wie einem Nichtswürdigen das Haus zu verbieten, und durfte ich die Willkühr eines Ehegatten so weit gehen lassen, daß er den schuldlosesten Mann darum, weil er ein Herz — jedoch ein Herz ohne alle Ansprüche, für mich hatte, dem peinlichsten Tode überlieferte? Denn daß Wartenstein die Verweisung aus ihrer Nähe nicht überleben würde, davon war sie wie von ihrem Leben überzeugt.

Der Umstand, daß kein Mensch von des Barons Aufenthalte Nachricht geben konnte, schien ihr die finstre Vermuthung außer allen

Zwei-

Zweifel zu setzen. Aus unverdienter Schonung für mich, dachte sie, will er gar nichts mehr von sich wissen lassen. Sie überredete sich sogar, daß er, um ihr nur so nahe als möglich zu seyn, unter fremdem Namen in die Stadt zurückgekehrt wäre, und hier ohnfehlbar seinen Tod erwarten wolle.

Der Pistolenschuß.

Klotilde hatte eine äußerst schauerliche Nacht. Denn bei diesen Gedanken fiel ihr kurz vor dem Schlafengehen auch noch ein, daß Wartenstein einmal den Werther sehr gepriesen hatte. Daher stellt ihr ein Traum den Baron dar, wie er unten an ihrer Hausthüre Anstalten zur Reise in die andre Welt trifft. Sie versucht nun durch einen Schrei das Abdrücken des Pistols zu verhindern, aber der Athem fehlt ihr, und in demselben Augenblicke weckt der Knall des entsetzlichen Pistols sie aus dem Schlummer.

Klotilde klingelt sogleich ihren Leuten. „Nur schnell hinunter und nachgesehen, was vor unserm Hause vorgefallen ist!“ ruft sie

mit bleichem, verstörten Gesicht in's Bette zurücksinkend.

Der ebenfalls aufgeschreckte Gemahl will wissen, was das seltsame Begehren bedeute.

„Sie werden alles erfahren," sagte Frau von Tiefeneck, „wenn die Leute zurückkommen. O mein Gott, daß ich Ihrer übermüthigen Forderung wie ein einfältiges Kind nachgeben konnte!"

„Welcher Forderung?"

„Nur Geduld, Sie werden alles erfahren."

Indessen kamen die Leute zurück, und versicherten, daß sie nicht das mindeste an der Hausthüre entdeckt hätten.

Der Gefühllose.

„Kann ich immer noch nicht hören — —?" sprach Tiefeneck, als die Leute wieder zur Ruhe waren.

„O ja, Wartenstein, der unglückliche Wartenstein hat unten, dicht vor unserm Hause, seinem Leben ein Ende machen wollen."

„Woher wissen Sie denn diese unwahr-

scheinliche Thatsache?“ rief ihr Gatte befremdet und nicht ohne Ironie.

„Ich weiß es. Schreiben Sie übrigens das Woher einer Ahndung, einem Traume, oder irgend etwas anderm zu. Genug, ich habe ganz deutlich den Unglücklichen gesehen. Ich habe den Schuß mit diesen meinen Ohren gehört.“

„Und die Leute, die weder in einer Ahndung noch im Traume, sondern wirklich unten am Hause gesucht und nichts gefunden haben!“

„Kann er denn nicht von seiner Todesangst nach vollbrachter That noch über einige Straßen geschleppt worden seyn? Ach, wenn er zu retten wäre!“

„Wenigstens wollen wir an diese vermeintliche Rettung nicht unsern Ruf als vernünftige Menschen wagen, und die, sehr zur Unzeit gestörten, Dienstleute wieder einschlafen lassen.“

Mit diesen Worten legte sich Tiefeneck nieder.

Klotilde stand auf, um sich anzukleiden. Aber ihr Gemahl äußerte sehr hart, daß er,

wenn ihre Fieberhitze auf so ungereimte Dinge verfiele, seine Thüren verschließen müsse.

Er that es auch wirklich.

Klotilde jammerte laut, und begriff nicht, wie die Gefühllosigkeit bis zu dieser Höhe steigen könne.

Nachrichten.

Am Morgen bezeigte Frau von Tiefeneck gar keine Lust zum Aufstehen. Der herbeigerufene Arzt fand ihren Puls in sehr fieberhafter Bewegung. Ihr Gemahl beschwur sie zum Einnehmen der verschriebenen Mittel. Der Ausspruch des Arztes hatte sein Mitgefühl so hoch aufgeregt, daß er wenig von ihrem Bette kam.

„Und hört man noch nichts von seinem Tode?“ fragte sie angelegen.

Tiefeneck verneinte.

„Verhehlet mir's nicht!“ flehte sie.

„Gewiß nicht!“ antwortete ihr Gemahl mit der sichtbarsten Theilnahme.

„Im Bette?“ rief Frau von Selter, die einen Besuch machen wollte.

„Ein plötzliches Fieber!“ erwiederte der Hausherr, der so eben abgerufen wurde.

„Glaub' es nicht!“ sprach Klotilde. „Hast Du aber vielleicht etwas gehört? Wartenstein — —“

„Ich komme, um Dir von ihm zu sagen.“

„Leider, weiß ich schon alles.“

„Nun, er soll auf einem Gute nicht gar weit von hier leben.“

„Leben? — Wenn das wäre!“

„Ja wohl leben, und sich zudem bei einer neuen Liebe recht wohl befinden.“

Klotilde entzog ihr ihre Hand und kehrte sich von ihr weg. „Elende Vorspiegelungen!“ rief sie. „Man hat Dich, merke ich, geholt, um mich wie eine Verrückte mit Fabeln hinzuhalten. Glaube mir, ich weiß es, weiß nur allzugut, daß er in dieser Nacht hier in der Stadt gestorben ist!“

„In dieser Nacht?“ — — — Frau von Selter erinnerte sich an das Fieber, von dem Tiefeneck ihr gesagt hatte, und glaubte unter

solchen Umständen den Widerspruch vermeiden zu müssen. „Das ist mir etwas Neues!“ sagte sie.

„Man wüßte also wirklich in der Stadt noch nichts von seinem gewaltsamen Tode?“

„Ich komme von seinen Schwestern, die keine Silbe davon erfahren hatten, vielmehr das mir sagten, was ich Dir eben mittheilte.“

„Apropos, eine Neuigkeit!“ sprach Tiefeneck, der jetzt wieder hereintrat. „Die Zeitung bringt die Nachricht mit, daß Wartenstein Hochzeit gemacht habe.“

Klotilde kehrte sich hierauf von neuem nach der Wand und war zu keinem Worte zu bewegen. Erst als Frau von Selter kopfschüttelnd das Zimmer verlassen hatte, wendete sie sich wieder herum, und sagte: „Ich weiß in der That nicht, warum man mir eine so große Portion von albernem Glauben zutrauen kann.“

„Das Zeitungsblatt wird in einer halben Stunde hier seyn, um Dich zu überzeugen.“

Die Erklärung.

„Hier, meine liebe Klotilde!" sagte Tiefeneck bald nachher, und sie nahm selbst die Zeitung und las:

„Heute war der selige, erste Tag unserer Ehe."

Moritz Franz von Wartenstein,
Leopoldine von Wartenstein,
geborne von Landau.

„Seine Taufnamen treffen zu."

„Nicht übel, aber doch vergebens ersonnen!" rief Klotilde das Blatt weglegend.

„Ersonnen? Von wem und weshalb? Etwa wegen Deines Fieberanfalls in dieser Nacht? Und die Zeitung ist schon vorgestern gedruckt gewesen!"

„Doch diesen Morgen vermuthlich hier in der Stadt nachgedruckt worden. Dergleichen ist sogar neu nicht mehr."

„Klotilde, welche wunderliche Grillen?" rief Tiefeneck, mit Geberden, worein sie kein Mißtrauen setzen konnte.

„Nun dann,“ sprach sie, „so hat irgend jemand einen schlechten Scherz auf Wartensteins Kosten machen wollen. Auch solche Dinge sind häufig dagewesen.“

„Aber warum nun nicht lieber das Natürlichste zuerst glauben! Klotilde, Klotilde, fast besorge ich, daß Dein Herz diesen Schritt von Wartenstein tief empfinden würde.“

„Mein Herz? Wahrlich, Tiefeneck, Du thust meinem Herzen großes Unrecht. Ich könnte wahnsinnig werden vor Freude, wenn der Baron geheirathet, und dadurch meine Unruhe für immer gehoben hätte. Doch leider ist mir der Vorfall von voriger Nacht zu denkwürdig, und wenn es wirklich nur ein Blendwerk war, was mir seinen Tod vorspiegelte, so bin ich doch fest überzeugt, daß es zu denjenigen denkwürdigen Blendwerken gehört, welche man Todesvorzeichen nennt, und daß nichts so wenig als eine Hochzeit darauf folgen könne.

Die neue Neuigkeit.

Klotilde war endlich kaum aufgestanden und zu ihrem Gatten in's Wohnzimmer gegangen, so trat West lachend mit der Neuigkeit von der Auflösung jener Gespenstergeschichte herein, welche zu Klotildens schlimmer Nacht die erste Veranlassung gegeben hatte, einer Auflösung, die zu ihrer gläubigen Laune an Geistererscheinungen und Todesvorzeichen nicht sonderlich passen wollte. Denn so viel auch das Gerücht die Geschichte mit Umständen verbrieft und versiegelt hatte, die ihr Uebernatürliches recht außer Zweifel setzen sollten, und so häufig gesagt worden war, daß hier von Betrug gar nicht die Rede seyn könne, so war es doch endlich herausgekommen, daß der Liebhaber des Mädchens die Sage von seinem Tode nur hatte verbreiten lassen, um im Einverständniß mit der Geliebten bei Nacht in die Stadt zu schleichen, und sie als Gespenst besuchen zu können, und daß die Wächterinnen sämmtlich von ihr selbst gewählt und in's Interesse gezogen waren.

Die alte Neuigkeit.

„Das wäre denn eine ganz neue Neuigkeit gewesen!“ fügte West hinzu. „Aber nun habe ich auch noch eine alte diesen Morgen erhalten.“ Hierbei zog er einen offenen Brief aus der Tasche. „Vor einer halben Stunde nämlich wird mir dieses Billet zugestellt, nachdem es als Einschluß bei einer Dame, welche erst gestern Abend von einer Reise zurückgekommen, schon vierzehn Tage hier in der Stadt ausgeruhet hat. Es ist von meiner Schwester, die mir endlich den Namen ihres Bräutigams darin meldet. Der Mann hat seinen Wohnsitz in dieser Stadt, und sie schreibt mir, daß er ihr einen ganzen Schwarm verliebter Unbesonnenheiten bereits eingestanden habe. Indessen, sie will es wagen, ihm den Kopf zurecht zu setzen. Was wagte ein verliebtes Mädchen nicht? Apropos, Leutchen, er ist in euerm Hause auch aus- und eingegangen, und zwar noch vor Kurzem. Es wäre mir lieb, wenn ihr mir einige dumme Streiche von ihm angeben wolltet, die ich ihm in einer poetischen

Brühe überreichen könnte. Und je dümmer die Streiche, je besser! Sie errathen wohl aber noch gar nicht, daß es ein Herr von Wartenstein ist, den meine Schwester heirathen wird, oder nun ohnfehlbar schon geheirathet hat."

Zweifel.

„Also auch Sie, lieber West," erwiederte Klotilde, „auch Sie hat man in das Bündniß gezogen, das meinen nur zu gegründeten Besorgnissen durch offenbare Widersprüche entgegen wirken soll? — Ich begreife nicht, wie man bei diesen verabredeten Nachrichten nicht mehr auf Uebereinstimmung sehen kann."

„Mein Gott, ich begreife ja gar nichts mehr!" rief West. „Ich weiß nicht einmal, ob meine Ohren noch die Fähigkeit besitzen recht zu hören. Ein Bündniß, das Ihren Besorgnissen entgegenwirken soll?"

„Und das sich lauter Widersprüche zu Schulden kommen läßt. Nach Ihrer Behauptung ist Ihre Schwester Wartensteins Gattin, während die letztere nach diesem Zei-

tungsblatte einen ganz andern Familiennamen führt."

„Also die Zeitungen sagen schon von der Heirath?"

„Ja," antwortete Tiefeneck, „aber wirklich ist nach ihnen, wie Du hier selber lesen kannst, der Baron mit einem Fräulein von Landau verheirathet."

„Nun ja! Ich denke das wißt Ihr längst, daß es meine Halbschwester ist, die den zweiten Gemahl meiner Mutter zum Vater hat!"

Schluß.

West übergab Klotilden den Brief, und je mehr sie sich von der Wahrheit des Vorganges überzeugte, desto heiterer wurde sie, und gab auch Westen über ihre vorige, ihm sehr räthselhafte Aeußerung selber und mit vieler Laune Auskunft.

Es kam zu tausend Scherzen, die bald den Todesvorzeichen, bald den ersten Veranlassungen zu Wartensteins Befestigung im Tieffeneckschen Hause galten.

„Das heißt mit blauem Auge davon gekommen!“ sagte Klotilde, als sie wieder mit ihrem Gemahl allein war. „Von nun an, Tiefeneck, wird niemals in Deiner Gegenwart zu einem Romane gegriffen.“

„Oder,“ erwiederte der Gatte, „wenn es doch geschähe, und das Buch herunterfiele, soll es auf der Stelle von mir aufgehoben werden.“

„Wenn Du nur den Abend nachher die schöne Gräfin nicht so sorgfältig unterhalten hättest.“

„Wohl wahr, meine Gute!“

„Doch wer wird nicht über dem lustigen Ende alles gern vergessen!“ rief Klotilde.

In der Folge kam das Paar zuweilen mit Wartensteins zusammen, und man ging selten auseinander, ohne des vormals verunglückten Liebhabers schnellen Entschluß, seinen ewigen Harm gegen die Freude umzutauschen, zu erwähnen und zu belachen.

Uebrigens war aller äußere Anschein dafür, daß der Baron den vorigen Flattersinn über dem fröhlichen Geiste seiner Gemahlin gänzlich vergessen habe.

Der Brautschmuck.

Deutsches Volksmärchen.

Wer vor etlichen hundert Jahren durch das Thüringerland zog, wählte gern, wenn nicht Liebesgram oder andres Herzweh ihn nach der Einsamkeit trieb, den Weg bei der Feste Aarburg vorüber. Der Thürmer stand Tag und Nacht auf der Warte, und lugte umher nach Rittern, Pilgrimmen oder andern Reisenden, und wenn er einen erspähte, so bließ er ihm zuerst ein munteres Willkommen zu, dann knarrten die Thore, die Zugbrücken rasselten, die Rosse stampften, die Knappen ritten dem Fremden entgegen und luden ihn ein zum Imbis und zur Nachtherberge. Der Ritter sprach mit jedem Fremden ein freundliches Wort, und nach Standesgebühr führte er ihn selbst in das Gastzimmer, oder befahl ihn seinen Knechten zur Pflege, bis der Gast weiter gedachte.

Der letzte Ritter, Herr Thimo von der Aarburg blieb, in der, von Alters her berühmten Gastfreundlichkeit der Aarburger nicht hinter seinen Vorfahren zurück. Er hatte Brüder, Vettern und Oehme beerbt, und kannte keine Sorge, als wenn die Gäste und Fremden in gar so kleinen Haufen bei ihm einzogen. Dann geschah es zuweilen wol, daß er selbst auszog und die Reisenden nöthigte hereinzukommen. Diesen zeigt' er alsdann seine Herrlichkeit und seine Schätze, freute sich, wenn einem ein Stück oder das andre gefiel, und wenn er es klüglich und mit Verstand lobte, so verehrt' er es ihm wol zum Geschenk. Machte einer aber den Maulredner, lobte, da nichts zu loben war, und wollte mit solcher verkehrten Liebedienerei dem Hausherrn nur den Fuchsschwanz streicheln, so rühmte er ihm oft selbst ein unbehülflich unnütz Stück als ein kostbares Kleinod, und wenn der Fuchsschwänzer dann einstimmte, flugs hatt' er das lose Geschenk am Halse, und mußt' es Höflichkeitswegen behalten und mit auf den Weg nehmen.

Der größte Schatz aber in der Aarburg war des Ritters einzige Tochter, in dem ganzen deutschen Lande unter dem Namen der schönen Bertha bekannt. Ritter und Fürsten zogen weit und breit nach ihr herbei, Franken, Britten und Wälsche bewarben sich um ihre Minne, aber, der war ihr zu fad, jener zu dreist und der dritte hatte den Spleen; denn die Epidemie der Fremdsucht hatte sich damals noch nicht bis in das Thüringerland verbreitet, und das Wort des Mannes fand nicht bessern Eingang, wenn es mit fremder Zunge gesprochen ward. Wer diese Braut einmal heimführt, sagte die allgemeine Stimme, der ist das erste Glückskind der Welt. Denn außer der holden Schönheit, mit welcher sie von der Natur, und dem unermeßlichen Reichthum, mit dem ihr Vater von dem Glück beschenkt war, ging noch die Rede von einem unschätzbaren Schmuck, der ein altes Eigenthum des Aarburger Hauses sei, und den nun Bertha als letzter Zweig dieses Stammes zum Brautschmuck erhalten werde.

Einige Bogenschüsse weit von der Aar-

burg stand eine schlechte, verfallene Feste, die der alte Ritter Heerwart seinem Sohn Balduin als einziges Erbe hinterlassen hatte. Ehe Kaiser Maximilian die Wucherpflanze des Römischen Rechtes auf deutschem Boden einheimisch machte, und noch der Ritter jeden Flausenmacher, den nach seinem Gute gelüstete, mit Schwert und Lanze auf die Finger klopfte, war Ritter Heerwart unter den wohlhabenden Rittern nicht der letzte gewesen; denn er wußte tapfer darein zu schlagen, und hatte manchen Gewinn an Beute und Lösegeldern: aber jetzt, da das Ritterschwert sich unter die Schreiberfeder beugen sollte, und der Kaiser im Landfrieden allen Kleinhandel mit fremdem Eigenthum hart verpönt hatte, wollt' es nicht mehr recht mit ihm vorwärts. In seiner verfallenen Burg mußt' er jährlich mehre Kammern und Thürme an Kauze und Eulen abtreten, denen das Handwerk im Freien nicht wie dem Hausherrn gelegt war, und endlich mußten Thorflügel und Brücken zur Bedachung benutzt werden, um den Winterpalast des Ritters vor Schnee und Frost zu sichern, das

Sommerhaus hatte sich selbst aus Dornen und Holundergebüsch über dem alten Gemäuer gewölbt.

Ritter Balduin besah mit wehmüthigen Blicken die natürlichen Ruinen seiner väterlichen Burg. So wenig Raum er auch mit seiner ganzen fahrenden Habe nöthig hatte, so nahm es doch den Anschein, als ob ihm seine Burg diesen nur für die wenigen warmen Tage des zu Ende eilenden Sommers gewähren, keineswegs aber gegen den Frost und Schnee des nächsten Winters Schutz versprechen wollte. Er hielt mit sich selbst geheimen Rath, was unter solchen Umständen zu thun seyn möchte, aber seine Gedanken schweiften immer ab von dem Thema, das ihnen der Verstand als Pensum zu bearbeiten gegeben hatte, und ergetzten sich mit der Fantasie an den Bildern und Wünschen, die mit dem Einen, was jetzt noth war, sich nicht vertragen wollten.

Ritter Balduin's Herz war nämlich dem Bruch so nah' als seine Burg, nur daß jenes nicht durch Alter und Feindesgrimm in solchen Zustand gerathen war, sondern vielmehr durch

Jugend und Schönheit. Er hatte des Aarburgers Tochter, die schöne Bertha gesehn, wie sie bei einem Turnier als das schönste Fräulein einmüthig berufen wurde, dem Sieger den Dank zu reichen, um den Preis der Tapferkeit dadurch zu erhöhen, und den Muth der Ritter zu entflammen. Balduin stärkte sich an dem Anblick ihrer Schönheit, wie an einer Engelerscheinung, hob die Ritter aus dem Sattel, als wären sie Strohmänner, und führte mit seinem Schwert Streiche, als regierten es Luftgeister, wie Stichling Mallocher's des regsamen Schneidermeisters, auch Geisterkönigs, Scheere und Nadeln *). Das schöne Fräulein Bertha war nicht kurzsichtiger als ihre andren schönen Schwestern in ähnlichen Fällen. Sie merkte wohl, daß ihre Augen die Sonnenstrahlen, und ihre süßen Worte die Frühlingshauche waren, welche in dem jungen Ritter die Pflanze des Muthes so kräftig hervorkeimen ließen, sie lohnte daher den

*) S. das Märchen: Der Kalif und der Schneider von Kretschmann in dem Beckerschen Taschenbuche.

Kampfrichtern mit dem freundlichsten Lächeln, als sie einstimmig ihrem Helden den Preis zuerkannten, und reichte dem jungen Ritter mit so holdem Erröthen den Dank, daß ihm die Morgenröthe seines Glücks auf ihren Wangen den heitersten Tag hätte verkündigen müssen, wär' nicht seine Seligkeit in dem Augenblicke so übergroß gewesen, daß er vergaß sich daraus eine Zukunft zu deuten.

Indessen versäumte Balduin nicht, den Aarburger auf seiner Burg fleißig heimzusuchen, und, weil er ein muntrer Gesell war, der dem Burgherrn manchen Schwank aussinnen und ausführen half, so ward er bald der tägliche Gast auf der Aarburg, fand allezeit seinen Platz an der Tafel, dazu ein Kämmerlein und Bett, wenn ihn nicht gelüstete bei Nacht und Nebel nach Haus zu reiten. Fräulein Bertha gab dem schlanken, muntern Ritter auch manchen freundlichen Blick, forderte ihn wol selbst zuweilen zum Tanze auf, wenn ihr ungeschickte Gäste mit einem Schleifer oder einer Sarabande drohten, und fragte ihn um seinen Rath, wenn sie ein neues

Stück von Putz oder Kleidung sich zulegen wollte.

Hierdurch ward der verliebte Balduin kühner in seinen Hoffnungen und an einem schönen Sommerabend, als Fräulein Bertha bei Sternenlicht in der Laube des Schloßgartens saß, und mit ihrer Flötenstimme zu dem Lispeln ihrer Harfe sang, wie die Nachtigall in das Säuseln der Abendluft, da ward's ihm zu warm und zu mächtig im Herzen, es übermannte ihn, er sprang auf, vertauschte seinen Sitz auf der Rasenbank mit dem Platz zu Bertha's Füßen, schwur, gleich dem Ton ihres Gesangs, nur durch ihren Hauch zu leben, und bat um ihre süße Minne. Das Fräulein war überrascht, aber weniger von des Ritters Liebesglut, deren verborgenes Flämmlein sie längst mit heimlicher Freude gesehn hatte, als von ihrem schnellen und heftigen Ausbruch. In der Bestürzung entsank die Harfe ihren weißen Armen, und, indem sie sich vorbeugte, das Saitenspiel zu ergreifen, begegneten ihre Lippen Balduin's Munde, die Arme, welche nach der Harfe sich aus-

streckten, verschlangen sich mit des Ritters Armen, und beide Liebende waren in Kuß und Umarmung gefangen, eh' sie noch wußten, wie viel Dämon Zufall dem Gott Amor in die Hände gearbeitet hatte.

In den wenigen Augenblicken, wo die Wirklichkeit einen düstern Erdschatten in das Mondlicht der ersten Liebesfantasie wirft, war den Liebenden wol etwas bange, wie Vater Thimo, der reiche Ritter von der Aarburg, das heimliche Minnespiel seiner Tochter mit dem armen Ritter aufnehmen werde. Sie berathschlagten dann mancherlei mit einander, und saßen manche Stunde zusammen, ohne über etwas anders einig zu werden, als: Balduin müsse sich immer fester in des Aarburgers Gunst zu setzen suchen, und gelegentlich dessen Gesinnungen und Pläne mit Bertha ausforschen.

Diese Gelegenheit zeigte sich bald. Ohnerachtet alles Aufwandes und aller Pracht auf der Aarburg füllte sich doch Vater Thimo's Geldkasten täglich mehr und mehr, so daß es oft an Raum gebrach, und der reiche Ritter

sich genöthigt sah, eine Feste oder ein andres Stück Land an sich zu kaufen, um die vollen Säcke zu leeren. An Gelegenheiten zum Ankauf fehlt' es ihm niemals; denn, weil er vom geforderten Kaufpreis nichts abzudingen pflegte, so war er als Käufer Hohen und Niedern willkommen und hatte Verwalter und Vögte seiner Herrschaften im Pleisner- und Meißnerland wie in Thüringen. Einmal hatte er auch eine schöne Herrschaft an sich gebracht, aber, als ihm seine Tischgenossen mit vollen Pokalen dazu Glück wünschten, setzt' er unmuthig seinen Becher hin. Was hilft mir das Alles — sprach er — hab' ich doch keinen Erben, dem ich einmal mein Hab und Gut verlassen kann! Ei — versetzte darauf einer von den Gästen — habt ihr nicht eine holde minnigliche Tochter, die euch einen Eidam geben könnte, wie euer Herz ihn wünscht? Wol wahr! — entgegnete der Aarburger — aber ein Sohn wär mir doch lieber! Der Eidam führt sein Weib auf seine Burg heim, und der alte Vater sitzt dann noch verlassener im leeren Hause. Hätt' ich einen Sohn, wie da

den Balduin, dem sucht' ich eine wackere Hausfrau, und setzt' ihn dort in die neue Herrschaft, oder ließ ihn hausen in der Aarburg, wo Raum ist für ein ganz Geschlecht.

Bei diesen Worten wuchs dem Ritter Balduin der Muth, den zuvor der Wein schon etwas angefeuert hatte. Er besann sich nicht lange und fuhr mit der Rede heraus. Vater Thimo — sagt' er — wer wehrt es euch, mich zu eurem Sohne zu machen? Gebt mir eure Tochter, die minnigliche Bertha zu meiner Hausfrau, und laßt uns auf einem eurer Schlösser wohnen, oder, so es euch gefällt, hier auf der Aarburg. Da sollt ihr eure Freude sehn, an Kindern und Enkeln.

Aber anstatt einer freundlichen Zusage zog sich des Aarburgers Gesicht bei dieser Rede gewaltig in die Länge. Meint ihr, Ritter Heerwart? — sagte er mit gezogenem Tone, und wendete sich mit einer gleichgültigen Frage an seinen Nachbar.

Balduin hätte zwar an allen diesen Zeichen merken können, daß sein Liebesgestirn jetzt nicht in der günstigsten Constellation stand.

Gleichwol schwoll ihm die Zornader über die Kälte, mit welcher der Aarburger sein warmes Herz und seine Werbung aufgenommen hatte. Er stand im Eifer auf, wiederholte seine Worte und erklärte mit der feurigsten Beredsamkeit seine Liebe zu der schönen Bertha.

Thimo ließ ihn gelassen sich aussprechen. Dann erwiderte er mit Ernst: Ritter, woran soll ich erkennen, ob ihr meine Tochter mit redlicher Minne liebt, oder um zeitliches Gutes willen? Laßt mich ausreden! Ihr beruft euch auf Ritterwort, das genügt mir als Ritter in allen Ehrensachen, aber meine Bertha ist nicht allein der Stolz meines Hauses, sondern auch mein Herzblatt. Uebrigens habe ich meine Grille, wie alle reiche Leute, und ihr werdet mich davon nicht abwendig machen. Wer um meine Bertha werben will, muß Burgen und Ländereien vollauf haben, je mehr, je lieber, daß seine Hausfrau nicht aus Meister Sparbrot's Rechentafel wirthschaften muß, sondern leben kann, wie sie als Jungfrau es gewohnt worden ist. Die Liebe im Ehestand ist nicht ein Paradiesvogel, der hoch im Wolken-

revier einzig von Himmelsluft lebt, und erst wenn er todt ist, auf die Erde fällt; sie ist eine holde Blume, die aus dem Erdboden ihre Nahrung saugen muß, soll sie kräftig und schön blühen, und nicht mitten unter Sonnenglanz und Westgesäusel hinwelken und verdorren. Darum muß mein Eidam, wie ich gesagt habe, Geld und Güter vollauf haben, denn, was ich von zeitlichem Gut besitze, das verwende ich zur Ausstattung meiner Tochter und zu ihrem Brautschmuck, der köstlich seyn soll, als einer königlichen Prinzessiin.

Den Ritter Balduin wollte diese Rede fast kindisch bedünken. Er belächelte die Unwissenheit des Aarburgers in dem Courszettel wahrer Minne, nach welchem die Staats- und Luxus-Mandate güldener Ketten, demantner Ringe und sammetner Kleider, gegen das natürliche Courant seidener Haarflechten, feuriger Augen und sammetner Wangen in den Zeiten der Liebe mehr verlieren als Staatspapiere und Banknoten zu Kriegszeiten gegen klingendes Gold und Silber.

Vater Thimo — hob er an — ihr sollt

nicht meinen, daß mich nach dergleichen Eitelkeiten gelüstet, auch weiß ich sicher, daß die holde Bertha eben so wenig danach Verlangen trägt. Ist nicht ihre Schönheit das herrlichste Kleinod....

Spart eure Worte — fiel hier der Aarburger lachend ein — Ich kenne die Redensarten aus meiner Jugendzeit her, wär mir auch sehr unlieb, so ihr sprächet, ihr liebet meine Tochter und wolltet ein Haarringlein von ihr nicht viel höher achten, als alle güldene Gnadenketten von Kaiser und Königen. Aber vergeßt nicht, daß ich gesagt habe, es wär eine Grille von mir, daß meine Tochter königlichen Brautschmuck tragen soll, und daß ihr gegen eine Grille alle Beweise und Gründe ganz vergeblich auskramt. Uebrigens bleiben wir — wenn ihr wollt — Freunde, nach wie vor; doch gebt ihr mir vor diesen vesten Rittern euer Wort, daß ihr mit Bertha kein heimliches Minnespiel treibt, weder in, noch außer der Aarburg, auch weder durch Trutz noch List gegen meinen Willen um sie werbt.

Balduin wollte noch manche Einwendun-

gen machen, aber der Aarburger blieb auf seinem Satze, und der verliebte Ritter mußte ihm Ritterwort und Handschlag geben, wollt' er nicht durch Weigerung Gefahr laufen, auch des Anblicks seiner Bertha verlustig zu gehen.

Unter den Rittern, die Zeugen dieses Versprechens waren, hatten aber mehrere die Sage von dem Brautschmuck auf der Aarburg gehört, und fragten scherzweis, ob vielleicht Ritter Thimo schon insgeheim ein Töchterlein mit diesem Erbschmuck ausgestattet hätte? Der Hausherr aber ward ernsthaft und sagte: Es geziemt euch mit nichten über diese Sache euren Scherz zu treiben. Wol weiß ich, daß ein solcher Schatz und köstlicher Brautschmuck vormals ein Erbtheil der Aarburger gewesen ist, allein er ist verschwunden und weiß niemand wohin, darum, so ihr es wissen wollt, hab' ich beschlossen, jenes alte Familiengut zu erneuern, und meiner Tochter als ein unveräußerliches Erbtheil mitzugeben, nach allen Stücken, wie es in einem alten Pergament beschrieben und verzeichnet ist. Daß es ein überköstliches Werk gewesen seyn müsse, möget

ihr daraus urtheilen, daß mir außer meiner Stammburg nach Ankauf dieser Kleinodien nichts übrig bleiben wird. Anders aber, als mit einem solchen Schmuck soll meine Bertha keinem Manne vertraut werden, das hat seine guten Gründe, wenn ihr sie auch nicht errathen mögt.

Mit dieser runden Erklärung meinte nun zwar der Aarburger das weitere Fragen seiner Zechbrüder abgewiesen zu haben, allein die alte Welt war nicht weniger auf das Wunderbare begierig, als unsre Zeitgenossen des neunzehnten Jahrhunderts. Die Ritter setzten die gefüllten Becher vom Mund ab, um der Zunge mächtig zu werden und ließen nicht ab in ihren Zechwirth zu dringen, daß er mit seinem Geheimniß nicht hinter dem Berge halten, sondern ihnen entdecken solle, von wannen der Aarburger Brautschmuck gekommen und wohin er gefahren sei; schwuren auch, ihn herbeizubringen, und wär er in des Türken Gewalt gerathen. Ritter Thimo war durch den Wein gesprächig geworden, und begann:

Wohin der Schatz gefahren, vermag ich nicht

nicht euch zu berichten, sintemal er vor meines Vaters Zeit vermißt worden ist, ohne daß sich eine Spur findet, wie er abhanden gekommen. Eine Aarburgerin, Namens Uda, soll ihn zuletzt getragen haben, es finden sich aber keine Nachrichten von ihr, und man weiß nicht, in welches Haus sie sich verheirathet, oder ob sie mit dem Schmuck entführt worden, oder was es sonst für eine Bewandniß damit habe. Fast scheint es, als hätte man absichtlich diese Sache in Dunkel lassen wollen. Wie aber jener Schmuck auf die Aarburg gekommen, davon hat mir mein alter Burgpfaff ein wunderliches Histörchen erzählt, das ich euch nicht verhalten will, und steht es bei euch, was ihr davon glauben wollet oder nicht.

Meine Urältermutter, Namens Ursula, aus dem Geschlecht der von Ranzau, war schon hochbetagt, und eine Mutter von sieben Kindern. Einmal, als sie bei ihren Kindlein in der Johannisnacht ruhte, ward sie mit ihrem Namen gerufen, daß sie darüber vom Schlaf erwachte. Sie meinte, es wär eine von ihren Dienerinnen, und fragte, warum man sie zu

so ungewohnter Zeit in ihrer Ruhe störte. Da sie aber die Augen aufthat, sah sie ein unbekanntes Weib von zwerghaftem Ansehn bei ihrem Bett stehn, entsetzte sich und wollte nach Hülfe rufen. Aber das Weib hieß sie still seyn und ihr nachfolgen, weil eine Frau in Kindesnöthen ihrer Hülfe begehre. Frau Ursula machte nun zwar manche Einwendung, fragte woher und wohin, aber das Weib bat sie beweglich und klagte wie die Kindbetterin, so von gar fürnehmen Geschlecht, all ihr Vertrauen auf Frau Ursula gesetzt, daß die Rittersfrau sich endlich entschloß ihr zu folgen. Die fremde Zofe führte sie nun aus der Burg, durch alle Wachen ungestört über Wälle und Zugbrücken, durch Pförtchen und Thore, über Felder und Gewässer, bis sie endlich an einen hohen Berg kamen. Hier pochte das Weib an eine Steinplatte, und alsbald öffnete sich ein hohes Portal in dem Berge, durch welches Frau Ursula mit ihrer Begleiterin in die Vorhalle eines unterirdischen Palastes einging. Aus dem Innern kamen ihr eine Schaar kleiner Männlein entgegen, kaum einer Ellen lang;

die neigten sich demüthig vor ihr, und führten sie durch eine Reihe kostbarer Säle und Gemächer, die alle von Edelgestein und Perlen und den herrlichsten Gold- und Silbererzen glänzten. Endlich kam ein andres zwergisches Weiblein und sagte der Frau Ursula an, daß die Bergkönigin ihrer sehnsüchtig harre. Zugleich thaten sich ein paar große goldene Flügelthüren auf, die kleinen Männlein traten ehrerbietig zurück, aber die beiden Zofen führten Frau Ursula in die Wochenstube der unterirdischen Königin. Hier waren die Wände von feinem, zart geädertem Marmor und oben wölbte sich eine Kuppel von sanftgrünem Smaragd. An der Seite stand ein Bett von gediegenem Gold, auf diesem lag ein Frauenbild, schön und holdselig, wie die welschen Maler die Mutter Gottes malen, die sprach, als Frau Ursula sich ihr näherte: edle Frau, fürchtet euch nicht, und tretet getrost näher, mir beizustehn in der Stunde der Angst, die mich überfällt in der Johannisnacht, wo den Erdgeistern die Kräfte gebunden sind, bis zum Hahnenruf. Auf diese Rede trat Frau Ursula

hinzu, und sprach selbst der Kreisenden Muth ein, segnete sie auch mit dem heiligen Kreuz, weil sie noch immer ein böses Blendwerk des Satanas fürchtete. Als sie aber bemerkte, daß alles unverändert blieb, wie zuvor, und die schöne Königin während des Segens sie nur noch holdseliger anblickte, ging sie freudig ans Werk. Nun erhob sich während der Arbeit ein wunderbar Getön, als flüsterte der Wind in Saiten, und spielte mit hellen Glöcklein, bald fern bald nah und wunderlieblich anzuhören. Es währete auch nicht lange, da reichete Frau Ursula der jungen Mutter ein zartes Knäblein und in dem Augenblick klang es wie tiefer Glockenton und Posaunenschall, die goldenen Pforten öffneten sich von neuem, und der König trat herein, nahm stillschweigend das Kind, küssete es, und zeigte es einer großen Schaar kleiner Männlein, die vor den Pforten standen und niederknieten, als der König das Kind aufnahm. Frau Ursula sah mit großer Verwunderung alles dieses an, endlich berief die Königin sie an ihr Bett, und sprach: Nehmet meinen Dank, edle Frau,

für euren Beistand und dieses zum Andenken an Saffira, die Bergkönigin. Bewahret den Schmuck in diesem Kästlein wohl; so lang' er bei eurem Hause bleibt, wird es grünen und blühen, und mit seinen Zweigen das ganze deutsche Reich überschatten, aber verlöschen wird euer Name, kommt dieser Schmuck von euch. Doch möget ihr wol ein Stück davon oder das andre einer geliebten Tochter mitgeben, denn es erhalten die edlen Steine das Herz und den Geist frisch, machen auch angenehm und fröhlich, nur seid sodann bedacht, daß ihr alsbald ein ähnliches Stück von gleichem Werth dagegen schaffet, damit der Schmuck vollständig bleibe und jede Braut auf der Aarburg an ihrem Ehrentage sich damit schmücke. Mit diesen Worten deutete die Königin auf ein ansehnliches und sehr zierlich gearbeitetes Kästlein, das eine der Zofen hielt, und wozu Saffira selbst an Frau Ursula den Schlüssel überreichte. Das Zwergweib geleitete nun die reichbeschenkte Wehmutter aus dem unterirdischen Königspalast in ihre Burg zurück, bediente sie beim Auskleiden, stellte so-

dann das Schmuckkästlein auf den Nachttisch und beurlaubte sich zuletzt mit höflicher Verneigung von der Burgfrau.

Als nun meine Urältermutter am Morgen spät erwachte, dünkte sie das Alles ein Traum, doch merkte sie bald an dem Kästlein, wozu sie den goldenen Schlüssel noch in der Hand hielt, daß ihr wirklich etwas seltsames und wunderbares in dieser Nacht begegnet sei. Sie zeigte alles ihrem Eheherrn an, und beide staunten ob dem überköstlichen Schmuck in dem Kästlein, denn da waren Demanten als die Sankt Lambertus-Nüsse und Perlen als die größten Weinbeeren, daß schier der Römische Papst keine so kostbaren in seiner Krone hat, und man dieses wol mit Recht ein mehr als königliches Gratial nennen konnte. Es bewieß sich auch der Wundersegen, den die Bergkönigin verheißen hatte, denn das Geschlecht der Aarburger mehrte und breitete sich durch das ganze Reich und hatten alle vollauf, so lang der Schmuck auf der Aarburg war, seit er aber verschwunden ist, starb ein Aarburger nach dem andern kinderlos hin, und

ich bin der letzte, werde auch bald den Namen der Aarburger mit mir zu Grabe tragen. Meiner Bertha soll aber der Schmuck darum nicht entgehen, denn es ist mir ein früher verschenktes Stück davon durch Erbgangsrecht zugefallen, welches, falls den Worten der Bergkönigin zu trauen ist, den andern Stücken, die dazu gefertigt werden sollen, seine Tugend mittheilen wird.

Die Ritter kannegießerten noch lange über diese Berggeisterspende. Mancher wollte den Starkgeist machen, meinte, die Aeltermutter habe lebhafte Fantaseien gehabt im Traum, der Schmuck aber sei später hinzugedichtet worden, wie die Legende zum Evangelium, und sei das heimgefallene Stück nicht besserer Beweis für das Ganze, als eine Sproße von des Erzvaters Jacob Himmelsleiter für dieses englische Zimmerwerk selbst. Mancher hingegen wußte ähnliche Begebnisse solcher geistigen Schenkungen und Rekompensen anzuführen, als die güldischen Sandkörner, welche das Zwerglein im Schloß Rosenberg dem Grafen Hermann

zum Valet darbot, ingleichen den Ring, welchen die edle Frau von Alvensleben zu Kalba an der Milda von einem gespenstischen Weiblein für einen ähnlichen Liebesdienst erhalten habe, und bewieß gleich dem geisterkundigen Jung aus der Gewißheit dieser Geschichten die Möglichkeit der Aarburgischen Wunderhistorie und des Geisterspucks überhaupt. Ein dritter aber schüttelte bedenklich das Haupt, meinte, solche Spenden seien überhaupt verdächtig und nehm' es gewöhnlich mit ihnen kein gutes Ende; wie er denn schon früher von einem Harfner in Palästina ein Liedlein gehört, von einem schönen Fräulein, die auch einen solchen Schatz besessen. Als sie aber am Hochzeittage sich geschmücket und auf den Bräutigam geharret, sei anstatt des Hochzeiters der schwarze Höllenritter gekommen und habe die Braut mit dem eitlen Schmuck heimgeholt, wodurch denn die Kleinodien vermuthlich dem finstern Schacht des Abgrundes wieder anheimgefallen wären. Ritter Balduin saß gar mißmuthig dabei, nahm geringen Antheil an der Controvers und verwünschte den Braut-

schmuck, der ihm die Braut raubte, in die untersten Oerter der Erde.

Die Tage waren indessen kürzer geworden, und es nahte die Zeit der Herbstnachtgleiche, der Wind bließ frostig über die Stoppeln und schlug Regen und Graupelwetter durch Dach und Fenster in Balduins Burg. Da entschloß er sich eines Tages schnell, trat zu dem Aarburger und sprach: Ritter Thimo, mich duldet es nicht länger in der Nähe der Aarburg. Der Sturmwind spielt meiner Feste gar übel mit, und die Liebe meinem Herzen noch übler. Darum hab' ich beschlossen zu dem Heer des Kaisers zu ziehn, ob ich mir Ehr' und Gut erwerben mag. Meine alte Burg biet' ich feil, mögt ihr sie haben, so seid ihr mir der beste Käufer, gebt mir dafür was euch recht dünkt. Ritter Thimo hörte diese Rede zwar ungern, denn er war dem Balduin gewogen, doch als er sah, daß dieser auf seiner Meinung bestund, ließ er ab vom Zureden, schloß den Handel über die Burg, richtete sodann ein großes Mahl zum Valet aus, und ließ den Ritter Balduin

zur letzten Ergetzlichkeit an der Seite der schönen Bertha sitzen. Zum Schluß berief er den reisefertigen Gast zu sich in ein Fenster, übergab ihm einige Briefe, und sprach: Zieht mit Gott, Ritter, und kehrt bald und fröhlicher wieder, als ihr auszieht. Ihr werdet nicht allerwärts gute Herberge finden, absonderlich jetzt, wo öfters jeder Winkel mit Rittern, Knechten und Reisenden angefüllt ist, darum nehmet diese Briefe mit euch, die ich an meine Burgvögte und Haushalter habe schreiben lassen, daß sie euch auf das Beste bewirthen, gleich als käm ich selbst. Ihr sollt Herr seyn auf meinen Burgen, so lang es euch gefällt, und habt deshalb nur meinen Befehl vorzuzeigen. Nun Gott befohlen. Euer Roß harret euer.

Damit schob er jenen zur Thüre hinaus, und hörte auf keinen Dank. Unten aber fand Balduin sein Roß gesattelt und fertig, schwang sich darauf und zog, mit manchem Seufzer nach dem Fenster seiner Bertha, auf gut Glück in die Welt hinein.

Er hatte schon manchen Gebrauch von seinen

Panis-Briefen gemacht und die nächsten Vögte freundlich und willfährig, die entferntern rauher und herrisch gefunden. Schon war er Willens, die letzten Briefe unabgegeben zu lassen, denn ihn widerte das hochfahrende Wesen der Amtleute, aber ein unfreundliches wildes Schlackerwetter trieb ihn gegen Abend nach der Funkenburg, nahe bei der Stadt Leipzig im Pleißnerland, die vormals eine mäßige Feste war, auf welcher ein Vogt des Aarburgers hausete; heutzutag' aber ist es ein anmuthiger Platz, wohin Sonntags und Werkeltags die Städter lustwandeln, und ist nichts rittermäßiges daselbst zu sehen, als Messenzeit welsche und englische Kunstreiter, auch zuweilen ein fahrender Ritter, so aber nicht vom Stegreif und Sattel, sondern vom Windfähnlein und der Luftgondel lebt. Die Burg schimmerte von weiten durch Nebel und Schneegestöber, und in der Nähe sah Balduin, wie sie gar lustig in allen Fenstern beleuchtet war, als feierte der Vogt ein Freudenfest zu Ehren des Burgherrn. Balduin stieß einigemal in sein Horn, aber drinn war man zu geschäftig,

um dem Wandrer draußen zu antworten. Endlich ertönte von innen die allgemeine Präliminarfrage des Einlasses: Werda? und dem Ritter ward nach einem langweiligen Examen aufgethan. Er schickte dem Burgvogt seinen Brief, mußte aber indessen unter den Roßbuben verweilen, bis der Vogt Befehl gab ihn in die Burg zu führen.

Hier ging es gar munter zu: Geiger und Pfeifer spielten gar lustig auf, Ritter und Dirnen dreheten sich im Tanz, oder saßen in vertrauter Umarmung auf weichen Lotterbettlein. Andre saßen an Schenktischen und leerten die Becher geschwinder als die Diener sie füllen konnten, sangen dabei Trink-, Schimpf- und Liebeslieder, und lachten darunter, daß die Becher auf den Tischen klirrten. Der Vogt taumelte dem ankommenden Ritter entgegen, und bat ihn Platz zu nehmen und es sich wohl seyn zu lassen, aber Balduin mochte in dem Lärm nicht bleiben und sehnte sich nach Ruhe. Da zog der Wirth die Augbraunen aufwärts, zuckte die Achseln bis über die Ohren, und sprach: Edler Ritter, der

veste gestrenge Herr Thimo von der Aarburg gebietet mir zwar, eurer auf das beste zu pflegen; gleichwol werdet ihr diese Nacht mit einem engen schlechten Zimmerlein verlieb nehmen müssen, weil, wie ihr sehet, die ganze Burg besetzt ist; es wär denn, daß ihr das Herrenzimmer erwähltet, wo es aber nicht ganz geheuer seyn soll. Das sagte aber der arge Schalk nur, um sich des Spähers, für welchen er den Ritter hielt, mit guter Art zu entledigen, denn er hoffte nicht vor dem Hausherrn zu bestehen, wenn dieser einmal sagen sollte: thue Rechnung von deinem Haushalten. Das Zimmerlein, das er dem Ritter zur Schlafstätte angeboten hatte, war so luftig, daß es jedem Gast im Schloßhofe angenehmer gedäucht haben würde, dagegen war das Herrenzimmer seit langer Zeit eine wüste Behausung der Geister; und mancher Waghals, der den Strauß mit den gespenstischen Usurpatoren hatte unternehmen wollen, war am Morgen mit rückwärts gekehrtem Gesicht gefunden worden. Der Ritter ließ sich beide Gemächer zeigen, verwarf das erste und befahl im Her-

renzimmer ihm ein Bett aufzuschlagen und ein Abendessen nebst Schlaftrunk zu bereiten.

Er war mit seiner einsamen Mahlzeit geschwinder zu Ende, als die Bankettirer an der Tafel des Vogtes, von der noch lange Jubel und Gesang zu ihm schallte. Als es aber gegen die verrufene Stunde hin kam, wo die Unterwelt ihre gespenstischen Missionare zu Bekehrung der Ungläubigen und Freigeister in der Oberwelt aussendet, da ward es stiller und immer stiller in der Burg, die Fackeln und Kerzen verloschen, die Sänger verstummten und die Geiger und Pfeifer zogen nach Haus. Balduin stärkte sich mit einem Schlaftrunk gegen die Anfechtungen des Nachtgrauens, schob das Feuer im Kamin zusammen und warf sich auf das ihm bereitete Bett, wo er in Gedanken an seine Bertha zu entschlummern, und wenigstens im Traum ihrer holden Schönheit sich zu erfreuen hoffte.

Aber der Wächter, der die Stunde der Mitternacht in der Burg ansagte, rief den Ritter aus der anmuthigen Vorhalle des Traumtempels in die dornige Wildniß seines

Lebens zurück, wo ihm die neckenden Kobolde Liebespein und Unmuth irr' führten, daß er die Traumpforten nicht wieder finden konnte. Er versuchte zwar mancherlei Wege, und vergaß auch nicht den dürren, sandigen Hohlweg der Langenweile, welchen der humoristische Jean Paul als probat rekommandirt, *) ohne jedoch seine Leser dieser Wohlthat froh werden zu lassen; aber selbst dieser Weg führte ihn nicht zum Ziel, denn er ward bald von gar seltsamen romantischen und abenteuerlichen Parthieen unterbrochen.

Der Ritter wendete sich auf seinem Pfühl unmuthig von einer Seite zur andern, da dünkt' ihn, als rauscht' es im Schlot des Kamins. Er richtete seine Augen dahin, und sah bald durch den Schornstein etwas herabfallen, wie eine Menschenhand. Nicht lange, so rauscht' es von neuem und es fiel ein Fuß durch denselben Weg herab, diesem folgte eine zweite Hand und wieder ein Fuß, und so kamen nach und nach alle Requisiten eines

*) S. D. Katzenbergers Badereise von Jean Paul. Erstes Bändchen S. 233.

menschlichen Körpers, jedes nach seiner Gebühr bekleidet, herab, fügten sich zusammen, wie im chinesischen Schattenspiel, oder im Pygmäentheater, womit Herr Charles und Compagnie die pariser Oper pygmäisiren, und alsbald stand ein riesenhafter Schweizer mit Wehrgehenk und Partisane fertig da, und stellte sich auf die eine Seite des Kamins.

Der Organisationsproceß begann in kurzem von neuem, und ein zweiter Hellebardierer trat geschmückt und gerüstet auf die andre Seite des wunderbaren Laboratoriums. Aber jetzt verwandelte sich der allmälige Gliederregen in ein prasselndes Hagelwetter. Weiberfüßchen, Männerfäuste, Kinderköpfe, ein ganzes Sortiment menschlicher Gliedmaßen polterte herab, darunter Materialien zu Tischen, Sesseln, Schemeln; auch Tafelgedeck, goldne Kannen, Pokale und Kessel mit allem Zubehör eines sardanapalischen Mahles, daß das halbe Zimmer davon erfüllt ward. Die beiden Erstgebornen der gespenstischen Schöpfung legten nun ihre Partisanen aus den Händen, und fingen an, die eingekommenen Beiträge und Miscellen für die

neueste

neueste Welt- und Menschenkunde zu redigiren. Sie setzten aus dem Chaos menschlicher Fragmente so geschickt und zierlich Menschen zusammen, wie die Sagensammler der Vorzeit aus den Rhapsoden einen Homer, der lange unter Griechen und Griechengenossen für ein Muster eines ganzen Mannes passirte, bis ein Deutscher die Fugen seiner Zusammensetzung ausspähte. Unter ihren Händen entstand zuerst eine stattliche Dienerschaft, die geschäftig sich umhertrieb, Tische, Sessel und Schemel zusammensetzte und bald eine Tafel servirt hatte, an der nur noch die Gäste fehlten. Bald aber gingen auch diese aus dem alchymistischen Schornstein hervor. Männer und Frauen in der prächtigsten Galatracht der frühern Zeit erschienen, nahmen auf den Sesseln Platz oder spazierten umher. Zuletzt kam aus dem finstern Schlot ein holdes Fräulein, in weiße Seide gekleidet, schön, zart und schlank, aber auch blaß wie eine Lilie. Ihr Antlitz war, wie ein Seufzer des Himmels, kummervoll, aber von unaussprechlicher Lieblichkeit. Zu ihrer Seite ging ein Ritter, schwarz und unhold-

selig anzusehn; sein Mund war lachender Grimm, und seine Augen finstre Gewitterwolken voll düsterer Blitze. Er führte das Fräulein vor einen Spiegel, der ihre schöne Gestalt als ein schmäliges Todtenbild ihr zeigte, daß sie voll Entsetzen sich abwendete; doch zwang sie der Unhold mit ihren sanften Augen das abscheuliche Trugbild zu beschauen und sich vor diesem Spiegel zu schmücken. Denn es brachten ihr nun die Diener Kleider von Gold- und Silberstück und eine Brautkrone, auch Halsschmuck und Armspangen, Fingerreifen und Ohrengehänge, aber alles war geglüht in höllischem Feuer und zischte Funken wie rother Stahl auf dem Ambos des Waffenschmides.

Bis hieher hatte Ritter Balduin auf seinem Lager einen stummen Zeugen dieses Abenteuers abgegeben, allein jetzt schien er selbst zur Theilnahme daran genöthigt zu werden. Auf einen unwillkührlichen Schrei, den das Mitleid mit der Geängsteten ihm auspreßte, wendete sich die ganze Geisterversammlung nach dem Bett; Einer stand auf, nahm einen gül-

denen Pokal von der Tafel und kredenzte ihn dem menschlichen Gaste, nöthigte ihn auch durch Zeichen sich zu erheben und an dem mitternächtigen Mahle Theil zu nehmen. So muthig die alten Ritter waren, wo es einen körperlichen Feind galt; so wenig achteten sie es, als wahre Gegenfüßler der tapfern Paladins unsrer Zeit, für Schande, der Geisterwelt gegenüber einen Schauder zu empfinden. Ritter Balduin hätte lieber hundert Saracenensäbel gegen sich blinken sehn, als diesen goldenen Pokal, welchen ihm der nächtliche Zechbruder mit der entfleischten Knochenhand bot. Indessen sah er hier kein Entkommen, und sein Zögern machte schon die andern Gäste rege, daß sie langsam seinem Bett sich näherten. In solchen Augenblicken ist in einem starken Gemüth der Uebergang von ängstlichem Zweifelmuth zu dem tapfersten Heroismus so leicht und schnell, als in dem Hasenherzen eines Poltrons der Sprung von großthuender Prahlerei zu der kleinmüthigsten Verzagtheit. Ritter Balduin ermannte sich, sprang frisch vom Lager auf, faßte mit der Rechten sein Schwert,

mit der Linken ergriff er den dargebotenen Becher und setzte ihn gewaltsam auf den Tisch. Wer ihr auch seid — rief er mit festem Ton — wie mögt ihr einen rechtlichen Ritter auffordern, euch Bescheid zu thun und den Becher mit euch zu leeren, so ihr doch Gewalt übt an schwachen Dirnen nach Art des Raubgesindels! Seid ihr Menschen, so stellt euch meinem Schwert, daß wir um die Dirne fechten, wo nicht, so hebt euch weg aus der Menschen Wohnungen!

Auf diese Rede lachte der schwarze Ritter verbissen, und von seinem dumpfen heimlichen Gelächter erzitterten die Mauern des Hauses. Diese Dirne — rief er — hat sich mir zur Braut ergeben und bleibt mein. Jede Nacht prangt sie mit dem feurigen Schmuck, bis diese Steine zurückkehren in die Hand des rechten Herrn. Schmückt euch, schöne Braut, und ihr, Ritter, thut uns Bescheid!

Bei diesen Worten drangen die Hochzeitgäste, in den dürren Händen die Pokale, mit

rothem dampfenden Schaume gefüllt, auf Balduin ein. Die Männer schienen ihn zum Trunk, die Frauen zum Tanz einzuladen. Aber Balduin hielt ihnen den Griff seines Schwertes vor und machte sich Platz durch den grinsenden Haufen. Er brauchte keine Aretinsche Gedächtnißkunst, um sich bei dieser peinlichen Toilettenscene an den verschwundenen Aarburger Brautschmuck zu erinnern, und in der blassen Braut das Fräulein im Liede des Harfners in Palästina, und zugleich jene Uda zu erkennen, von welcher die Aarburger Geschlechtsregister schwiegen, und über deren Verschwinden ihm die unholde Gesellschaft ein genügendes Licht gab. Seiner Sache gewiß trat er zu dem schwarzen Ritter und sprach: Ich werde dir Bescheid thun, wie du es verdienst. Diese Jungfrau ist Uda die Aarburgerin und du hast fernerhin keinen Theil an ihr. Diese Steine sind eine Gabe der Bergkönigin Saffira, und jetzt in den Händen des rechtmäßigen Eigenthümers, denn ich selbst nehme sie hiermit für den Ritter Thimo von der Aarburg in Besitz.

Diese mündliche Proklamation, mit der Balduin sein erobertes Territorium okkupirte, hatte denselben Erfolg, wie die gedruckten in unserm diplomatischen Zeitalter. Die feindliche Besatzung, die in dem Herrenzimmer garnisonirte, wartete das Ende nicht ab, und zufrieden, ihre Persönlichkeit zu salviren, ließ sie das nächtliche Bankett mit allem Zubehör dem Sieger zur Beute.

Balduin war außer sich vor Erstaunen und Freude, als ihm der Morgenstrahl die Pracht der zurückgelassenen goldenen und silbernen Geschirre nebst den Reichthum und Glanz der Juwelen zeigte, und ihm kein Zweifel blieb, daß dieser Nachlaß der gespenstischen Braut nichts anders sei als der verlorene Aarburger Brautschmuck. Er war noch mit Musterung seiner Reichthümer beschäftiget, als der Burgvogt mit mehrern Knechten die Thür öffnete, und sich höchlich verwunderte, den Ritter nach dem fürchterlichen Brausen, das alle Schläfer im Schloß um Mitternacht aufgeschreckt und geängstet hatte, noch lebend und

gar im Glanz solcher Umgebungen zu finden. Denn der Schalk hatte nichts gewisser geglaubt, als der tosende Schwarm habe den verwogenen Geisterseher, wie Mephistopheles den Doktor Faust durch die Lüfte geführt. Ritter Balduin durchschaute auch bald das Herz des Vogtes, wie es nach der glänzenden Beute aus der Geisterwelt gelüstete. Er befahl ihm daher, Wagen und Rosse bereit zu halten, um den Schatz unter seinem Geleit auf die Aarburg zu bringen, mit dem Bedeuten, daß die Geister nicht mehr in dem Herrenzimmer hausen würden, dagegen der, welcher es wagen möchte, seine Hand an das geringste Stücklein dieser Kleinodien zu legen, alsbald von den höllischen Heerschaaren werde in die Lüfte geführt, und zur Speisung der Raben zerrissen werden. Da nun in der folgenden Nacht kein Geisterspuk mehr im Herrenzimmer gehört wurde, so galt Ritter Balduin für einen kräftigen Teufelsbanner und der Vogt gehorchte allen seinen Befehlen auf das pünklichste.

Ritter Thimo war seit Balduins Abschied gar mißmuthig worden. Die schöne Bertha saß oft neben ihm, sang traurige Lieder vom Scheiden und Meiden, und harfenirte gar trübselig dazu. Da bließ einmal der Thürmer des Morgens ein lustiges Stücklein, und die Edelknaben verkündigten, aus dem Walde nahe sich ein glänzender Zug von Wagen und Reisigen, und der Ritter, der den Zug führe, trage Ritter Balduins Feldbinde und Helmzeichen, sei auch der Gestalt nach kein anderer als er selbst. Da schlug dem Vater Thimo das Herz hoch vor Freude, und die holde Bertha lief, und trat eilend auf die Burgzinnen und deckte mit ihrer weißen Hand ihre Augen vor dem Licht der rothen Morgensonne. Vom Walde her aber blinkten ihr Helme und Schilder und hell polirte Harnische und Schwerter entgegen. Er ist es! — rief sie herab und der alte Ritter befahl schleunigst die Burg zu öffnen. Da rasselten die Riegel der Thore und die Ketten der Zugbrücken klirrten, die Edelknechte schwangen sich zu Rosse, und der Thürmer intonirte ein Will-

kommen ohne Ende, daß es widerschallte in Wald und Gebirg und die Hirsche und Eber waldeinwärts flohen. Die schöne Bertha aber stieg eilig vom Burgsöller herab und barg sich verschämt in ihr Kloset, wo sie geheim in den Fenstern lauschte nach dem Einzuge des Ritters. Der sprang fröhlich vom Rosse, umhalsete den Aarburger und sprach: Vater Thimo, so ich euch zurückbringe die Spende der Bergkönigin Saffira, die an Werth ihr gleich achtet allen euren Burgen, und dazu noch einen köstlichen Schatz von Gold und Silbergeräth, achtet ihr mich dann werth euer Eidam zu seyn und laßt ihr mich wohnen mit der holdseligen Bertha, auf einer eurer Burgen, dieweil ihr nun nicht nöthig habt sie hinzugeben um des Brautschmucks willen eurer Tochter?

Der Aarburger meinte in dieser Rede eitel Räthsel zu vernehmen, und hieß den Ritter Balduin mit sich in die Burg gehen, um bei dem Becher die Räthsel zu lösen. Als er nun alles gehört, und die Kleinodien mit

Verwunderung betrachtet hatte, sprach er: Ihr wißt, daß mir das Herz nicht an schnödem Geld und Gut hängt, und daß ich darum euch meine Bertha nicht geweigert habe. Auch möcht' ich sie euch vielleicht nicht vorenthalten haben, hättet ihr nach einiger Frist nochmals um sie geworben, wiewol ich ungern sie minder reich gesehn hätte, als Hausfrau, denn als Dirne. Nun aber nehmt sie hin! Sie wird Saffira's Brautgeschenk mit Ehren tragen, und laßt eure Hochzeit seyn sobald es euch gefällt.

Balduin und Bertha säumten nicht lange, ihren Liebesbund durch die heilige Weihe der Kirche einsegnen zu lassen. Als nun die holde Braut, geschmückt, wie die Bergkönigin Saffira selbst, und doch ihren Schmuck überstrahlend, wie der edle Demant seine goldene Fassung, in das Brautgemach geführt ward, und an der Seite ihres Balduin sanft entschlummert war, da trat ein Traumbild an ihr Lager, und flüsterte ihr zu: Ich bin Uda, die Erlösete. Bitte deinen Gemal, daß er

meinen Leib aus der Berghöhle in die Gruft meiner Väter bestatten lasse. Von der Stimme erwachte Bertha, und sagte ihrem Gemal das Gesicht an. Dieser fand am Morgen alles, wie es das Traumbild angezeigt hatte, und brachte Uda's Gebeine in die Gruft zur Ruhe.

Dem Vogt von der Funkenburg aber verehrte Herr Thimo einen schönen, großen güldenen Pokal, von dem Bankett des gespenstischen schwarzen Hochzeiters, in welchen er eine ausführliche Verzeichnung der sämmtlichen Kleinodien an Gold, Silber, Perlen und Edelstein zum Gedächtniß eingraben ließ, welche Ritter Balduin von den Geistern in dem Herrenzimmer erbeutet hatte. Hierdurch erhielt sich die Sage von einem großen, in der Funkenburg bei Leipzig verborgenen Schatze, wovon ein jeder Besitzer bis auf den heutigen Tag ein ausführliches Verzeichniß vorzuzeigen weiß. Aus unsrer Geschichte aber ergibt sich, daß es nur eitle Mühe seyn würde deshalb Nachforschung zu thun, indem Ritter

Balduin den wahren Schatz längst von der Funkenburg abgeführt, und den Eigenthümern dieser weitbekannten Besitzung nichts davon übrig gelassen hat, als die vollständige Beschreibung.

Kleine Sagen und Märchen.

I.

Empusa-Lamia.

Griechische Sage.

Phyllis, Chloe.

Phyllis.

Chloe, wohin?

Chloe.

Zu der Stadt!

Phyllis.

In der Nacht?

Chloe.

Kaum dämmert der Abend!

Phyllis.

Aber du gehst in die Nacht.

Chloe.

Süß ist ja die nächtliche Kühlung,
Jetzt in der heißeren Zeit, wo die Luft durchflammt Hyperion.

Phyllis.

Doch dir bleibt einsam in dem Hause das Kind?

Chloe.

Eryboa
Pfleget es mir, vormals mir Pflegerin auch in der Kindheit.
Achtsam ist sie, und treu.

Phyllis.

Doch lieben den Schlaf die Bejahrten.
Stets unhold ist die Nacht und gefahrvoll schlummernden Kindlein,
Lamien wandeln umher, und es schleicht in die Häuser Empusa.

Chloe.

Hat dir ein Märchen erzählt die Thessalerin?

Phyllis.

Frage Komätho!
Kinderberaubt nun weint, die zuvor hohnlachte der Warnung.

Chloe.

Chloe.

Wahrlich es ängstiget mich was du sagst. Sprich, meinst du es ernsthaft?

Phyllis.

Ernsthaft sprech' ich vom Ernst, und erzähle die lautere Wahrheit.
Nachbarhäuser, du weißt es, bewohnt mein Mann, und Komátho's,
Selten verstreicht ein Tag, wo nicht in geselliger Zweisprach
Säßen die Männer, und fröhliches Spiels sich erfreuten die Kinder,
Bald in des Einen Gehöft, bald auch, wie es trifft in des Andern.
Jüngst heimsuchte mich auch in den Dämmrungsstunden Komátho,
Manches Gespräch anspinnend entflohener Zeit, von der Jungfraun
Heiterem Loos, und dem rauheren Sinn vieljähriges Ehmanns.
Vielerlei hatten wir uns zu gestehn, nach Frauengewohnheit,

Wenn das entfesselte Wort einmal zu dem Munde
sich aufdrängt.
Doch, rings saßen die Kinder; gewohnt frühzeitiger Nachtruh,
Gähnten die Kleineren oft, neugiervoll lauschten
die Größern.
Da, zu der ältesten Tochter, begann unweise
Komätho:
Pholoe, führe zum Haus die Geschwisterchen: Klug und verständig
Bist du ja schon, du begingst sechsmal den bekränzten Geburtstag.
Bringe die Kleinen zur Ruh, heimkehrend lob ich
die Tochter.
Sprach's, und küßte das Mädchen; vergebens
warnt' ich die Thörin,
Denn unheimliches nahet sich oft unberathenen
Kindern.
Aber sie lachte des Worts und erhob die verständige Tochter,
Welche, so jung, wirthschaftet' im Haus, gleich
wackeren Hausfraun,
Emsig stets und besorgt um das Nützliche, nimmer geschäftlos.

Doch, als spät in der Nacht zu dem Haus rückkehrte Komátho,
Furchtbar ward sie geschreckt um den kinderverderblichen Leichtsinn!
Denn an dem Sessel, wo Schlummer umfing die gepriesene Tochter,
Stand Empusa's Schreckengestalt, das entsetzliche Antlitz
Todtbleich, hager und welk, dem Gebild gleich grauser Harpyien.
Aber vom Munde herab quoll schäumendes Blut, das der Unhold
Kindern entsaugt und befleckte die Brust und den scheußlichen Körper.
Uebergebeugt zu der Wange des Kinds und den röthlichen Lippen
Lehnte der nächtliche Spuk, und berührt' es in gräßlichem Kusse,
Ihm aussaugend im Blut die erfreuliche Blüte des Lebens.
Laut aufschrie, und zu helfen dem Kind hineilte die Mutter,
Aber es glitt das Gespenst hinweg, und bewegte den Fuß nicht.

Fruchtlos küßte die Mutter des Kinds hinwelkende
Lippen,
Rief es mit Namen, und wärmt an der Brust
die erkaltete Wange;
Nimmer ja kehret das Blut mit dem Leben zurück
in den Leichnam!

Chloe.

Gräßliches redest du traun! Ich entsage dem Gang,
und zum Haus schnell
Eil' ich, zu schützen das Kind vor blutigen Küssen
Empusa's.
Hart, fürwahr! ist der Mütter Geschick. Kaum
regt sich das Kindlein,
Flugs droht Zaubergefahr, und es schlingen sich
fesselnde Knoten.
Hat dann Kinder gewährt die Geburtobwalterin
Hera,
Aengstiget Hekate noch mit dem blutaussaugenden
Schrecknis
Lamia's! Eile mit mir, schon seh' ich den Spuk
an dem Kindbett.

Phyllis.

Aengstliche! Erst so beherzt und verzagt jetzt!
Beides zur Unzeit.
Kaum noch flimmert ein Stern, und ein leichtes
Gewölk ist Selene.
Setze dich hier an den Quell; bald füll' ich die
blinkenden Eimer;
Flugs dann kehren wir heim, und berathen die
schlummernden Kindlein.

Chloe.

Lamia, schone das Kind! bald blutet dafür dir
ein Böcklein.

Phyllis.

Thörige! Nimmer gewährt doch Lamia frommen
Gebeten.
Wild Anschreyn, Scheltwort' und Beschimpfung
bannet den Unhold.
Denn ungöttlich schweift sie umher voll gräßliches
Wahnsinns.
Belus zeugte sie einst in verbotener Brunst mit
der Mutter
Libya. Schön wie ein Göttergebild war Lamia's
Jugend;

Göttin dünkte sie sich, und zu schön für sterbliche Männer.
Ihm, dem Kroniden gewährte sie nur, was sie allen versagte.
Aber es zürnte darob die olympische Königin Hera,
Fluchend jener, daß vor der Geburt hinstarben die Kinder,
Und nach grimmigen Wehn ihr starrt in den Armen ein Leichnam.
Laut nun weinte die Arme, und schlug die ernährenden Brüste
Wund, und den tragenden Leib, der Gezeugeten lebendes Grabmal.
Hin auch welkte der Gram die vergötterte Blüte der Schönheit,
Wuth durchglühte den Geist, und in wahnsinnvoller Verzweiflung
Stürzte sie wild in des Volkes Gewühl; ein empörendes Scheusal
Riß sie die Kinder hinweg; liebkosend in grauser Umarmung
Saugte sie wüthend im Kusse das Blut, bis, greuelempört, Zeus

Tief in des Hades Nacht die Entsetzliche warf
mit dem Blitzstrahl.
Nächtlich steiget sie nun, ein kinderverderbliches
Schreckbild,
Blutig empor und gleitet umher nach schlumm=
renden Kindern.

Chloe.

Sieh, selbst füllt ich die Eimer, o komm! unfern
ist die Nacht uns.
Bald nun steigen sie auf, die Gespenster des
schrecklichen Hades;
Dort schon glänzet der Bär, und es zeichnet mit
silbernem Lichtstrahl
Wandelnde Schattengestalten von uns an den
Boden Selene.

2.

Asvit und Asmund.

Nordische Sage.

König Erich zog wol auf und ab,
Er traf an ein mächtiges Hünengrab.

„Wer wälzt mir vom Grabe den schweren Stein?
Drin ruft es, als litt' es viel grimmige Pein."

O Herr, nicht gut ist's in Gräber schaun;
Drin wohnet Entsetzen und finsteres Graun;

Drin sitzen die Geister mit grimmigem Blick,
Und halten verborgene Schätze zurück.

„Die Geister zwinget mein Zauberschwert,
Den Eingang lassen sie unverwehrt."

Da regt sich der Stein von der Männer Gewalt,
Und es öffnet sich langsam ein finsterer Spalt;

Und es öffnet sich weiter das finstere Thor,
Ein greuliches Schreckbild drängt sich hervor.

Bleich ist es zu schaun, wie der bleiche Tod,
Von triefendem Blut sind die Wangen roth.

Die Glieder sind zitterndes Todtengebein,
Und modernde Tücher hüllen sie ein.

Und der König entsetzet sich ob dem Gesicht,
Da hebt es die Händ' empor, und spricht:

O König, wende dein Aug nicht ab,
Ein Lebender bin ich, doch wohn' ich im Grab;

Mein Nam' ist dir und den Helden bekannt,
Asvit ward ich einst mit Ruhme genannt.

Da staunt der König, es staunt das Heer:
Asvit, wie kamst du ins Grab hieher?

O König, ich schloß den Freundschaftsbund
Auf Tod und Grab mit dem Held Asmund.

Wir trugen zusammen die Freud und das Leid,
Wir fochten zusammen den heißen Streit.

Und als Asmund zu sterben kam,
Seine Ross' und Hund' er mit sich nahm;

Seine Roſſ' und Hund' und das beſte Kleid,
Und ich folgt' ihm ins Grab nach meinem Eid.

Die erſte Nacht, und den erſten Tag
Beweinend den Todten ich traurend lag,

Den zweiten Tag und die zweite Nacht
Ergriff mich brennend des Hungers Macht,

Am dritten wühlt ich in Roß und Hund,
Doch graute vor ſolcher Speiſe dem Mund.

Am vierten erlag ich der gräßlichen Qual,
Ich ſchwelgt' in dem blutigen Leichenmahl.

Das ſtörte den Todten in fünfter Nacht,
Und der modernde Leichnam Asmund's erwacht.

Gewendet war ſeine Lieb' in Haß,
Seine Stimme war grimmig, ſein Blick war graß.

Er ſtürzt' auf mich mit entſetzlicher Wuth,
Er ſaugt' aus Gliedern und Wangen das Blut;

Aus Lippen und Mund er den Athem mir ſaugt
Und Grabesluft in die Bruſt mir haucht.

Allnachts ward grauſer das Todtengebein,
Und grimmger ſein Blick und wilder das Schreyn.

Allnachts mit dem Todten der Lebende rang,
Und doch nimmer die morschen Gebeine bezwang.

Drum seht ihr mich bleich, wie den bleichen Tod,
Von triefendem Blut nur die Wangen roth.

Drum sind meine Glieder wie Todtenbein
Und modernde Lumpen hüllen sie ein.

Da sprach der König: du treuer Mann,
Deinem Schwur hast du wahrlich genug gethan!

Der Lebendge sich nicht zu dem Todten gesellt,
Dem Todten der Lebende nicht gefällt.

Nun sollst du des Königs Gefärthe seyn,
Und den Todten verschließe des Grabes Stein.

3.

Alp.

Am Weidenbusch, an dem schilfigen Teich
Ging Martha mit ihrem Kind:
„Ach, Mutter, was wird dein Gesicht so bleich?
Was eilst du so bang und geschwind?“

Sei ruhig mein Kind, der Wind bläßt kühl,
Komm, hüll' in den Mantel dich warm.
Da krächzt es dumpf: Gib mir zum Spiel
Das Knäblein auf deinem Arm!

„Ach Mutter, hörst du die Eule schreyn,
Wie sie krächzt: Komm mit! komm mit!“
Sei ruhig mein Kind, bald sind wir heim,
Wir eilen mit schnellem Schritt.

Gib deinen Sohn mir, und willst du nicht,
So nehm ich ihn mit Gewalt.
Still zeichnet die Mutter des Kindes Gesicht
Mit des heiligen Kreuzes Gestalt.

Soll ich dein Kind nicht haben, so schau,
Wie Alp sein eignes dir bringt,
Und schnell aus dem Busche wälzt sichs grau
Und auf den Nacken ihr springt.

Und sie ängstet sich ab und stöhnt, und keucht,
Gebeugt von der gräßlichen Last;
Und sie trägt bis sie mühsam den Hof erreicht,
Da sinket sie hin und erblaßt.

4.

Der Rabe.

Griechisches Märchen.

Alexis, Daphne.

Alexis.

Daphne, sprich, warum so falsch und treulos!
Sollt' ich dein nicht warten heut im Buchhain,
Wenn zum Mittagsschlaf einnickt die Mutter?
Mittag war, die Mutter nickt' im Lehnstuhl,
Aber einsam blieb ich in dem Buchhain
Bis die Sonne sank und ich voll Unmuth
Trüb' und misgelaunt zum Hause kehrte.
Daphne, sprich, warum so falsch und treulos?

Daphne.

Zürne nicht auf mich. Leicht schlief die Mutter,
Oft im Schlaf auffahrend. Durft ich's wagen
Aus dem Haus zu schleichen, wenn sie wachte?

Alexis.

Unwahr spricht dein Mund. Der Wangen Purpur
Zeugt der Lippen Falschheit: Fürcht' o Mädchen
Eros' Zorn; er straft der Liebe Täuschung
Wie Apollon einst die List des Raben,
Der zuvor schön war, wie Kypris' Tauben.

Daphne.

O geschwind, erzähle mir das Märchen!

Alexis.

Wie viel Küsse bringt es mir von Daphne?

Daphne.

Ist es hübsch, vielleicht wol einen halben.

Alexis.

Gut, so geb' ich selbst die zweite Hälfte,
Daß ein ganzer wird, du geiz'ges Mädchen.
Höre nun, und nimm es dir zur Warnung,
Wie es einst dem Raben ging Apollon's:
Weiß, wie Daphne's Arme war der Rabe,
Phöbus Liebling; aus dem Purpurschnabel
Hallte wollautvoll Gesang und Rede
Wie von Daphne's süßen Honiglippen
Schmeichelwort ertönt und Liebeszauber.

Flügel schwang er, weich und zart und rosig,
Eros hatte selbst sie überhauchet
Mit dem Rosenduft von Mädchenwangen.
Einst berief ihn Phöbus. Schnell, o Korax,
Sprach der Gott, entschwinge dem Olymp dich,
Und vom klaren Quell der Hippokrene
Schöpfe Wasser mir in goldner Schale.
Schnelles Flugs schwang Korax nun den Fittich.
Fand am Helikon den klaren Quellborn,
Kühl von Feigenbäumen rings umschattet.
Schön wie Mädchen, war er auch so naschhaft,
Eh' er Wasser schöpft, prüft er die Feigen,
Doch er fand die grünen herb' und unreif.
Zeit bringt Rosen, dacht er, bringt auch Feigen,
Und begann im dunklen Laub zu tändeln,
Buhlte mit den Blättern, mit den Wellen,
Und mit Vögeln, die vom Glanz der Schönheit
Angelockt süß mit dem Raben kos'ten.
So verweilt er an des Gottes Quellborn,
Bis die Frucht dem leckren Gaum behagte.
Vierzig Tage waren so verstrichen,
Da gedacht' er des versäumten Auftrags.
Schön wie Mädchen, war er auch so listig.
Schnell erfaßt' er einer mächtgen Schlange

Bunt

Bunt geschuppten Leib und trug ihn rauschend
In behendem Flug zu Phöbus Goldthron.
Diese, sprach der Schlaue, lag am Brunnquell,
Und, mit unersättlich durstgem Munde,
Sog sie täglich aus die klare Feuchtung.
Heut erst schöpft' ich, als ich sie bezwungen.

Lügner! — sprach mit zorngem Blick Apollon,
Meinst du mich mit schnödem Trug zu täuschen?
Fleuch hinweg, ein schwarz verhaßt Geflügel,
Und verstummt sei dir die süße Stimme.
Todesruf und Nebel sollst du krächzen,
Jünglingen geflohn, und zarten Jungfraun.
Und wenn von des Sirius Entzündung
Jedes Leben durstig blickt nach Labung
Sei verschlossen dir die Näscherkehle,
Daß des Tranks beraubt die Zunge starre!
Also straft' Apollon seinen Liebling.

Ist nun Kypris nicht gerecht wie Phöbus?
Wird sie nicht des Mädchens Wange bleichen,
Ihr der Liebe süßen Laut verstimmen,
Wenn sie Täuschung sinnt im Dienst der Göttin?

Jetzt erst meinen Kuß, und dann bekenne:
Warum blieb ich einsam heut im Buchhain?

Welcher Buhle hat dich süß umflattert,
Mir die Stunde raubend und das Mädchen?

Daphne.

Erst bekenn' ich, dann den Kuß zur Sühnung.
Wohl umschwebte mich ein süßer Buhle,
Schön und schöner noch, wie du, Alexis,
Schmeichelnder zum wenigsten und sanfter.
Ach, unwiderstehlich war sein Schmeicheln!
Draußen war's so schwül, und süß umduftet
In der Geißblattlaube schwoll die Moosbank,
Lange sträubt' ich mich, und wollt' ihn scheuchen.
Endlich — ach Alexis, sieh nicht finster —
Endlich in des süßen Wahns Berauschung,
Abgespannt von Blütenduft und Schwüle,
Ach — erlag ich seinem Drang und Schmeicheln,
Und ich sank in seine Liebesarme,
In den Arm des mohnbekränzten Schlummers.

5.

Hildur's Zauberlied.

Nordische Sage.

Alwida.

Wohin? Hildur, wohin?
Nacht ist draußen!
Horch, in der Haide,
Mit hungrigen Wölfen,
Heulet der Sturm.
Er peitscht zerrißnes Gewölk
Und Hagel prasselt.

Hildur.

Folge mir nicht, Schwester!
Im Grauen der Nacht
Ist Hildur's Lauf
Zu blassen Gebilden der Luft.
Sturm ist ihr Ruf,
Blitz ihr Auge;

Es rasseln die Schilde
Wie Hagelschlag;
In den Wolken, blutigroth,
Schimmern die Funken
Des Schwertergemengs
In der Mitternacht.

Alwida.

Zurück, Hildur, zurück!
Walkyren reiten
Auf Zauberrossen.
Ihr Huf ist auf Spitzen der Wälder,
Ihr Schnauben in Hagelgewölk.
Geistergebilde wirbeln
Um den flammenden Speer,
Sie schwingt ihn empor und zischend
Fallen Sterne herab.

Hildur.

Bleib' o Schwester
Im Vaterhaus.
Mit Walkyren zu Nacht
Feiert Hildur
Das Todtenfest.
Ich winke den Schatten,

Den wolkigen Bildern,
Ich rufe den Geistern
In Gräbern der Haide,
Sie hören den Ruf.

Alwida.

Hildur, Schwester, o komm,
Folg' Alwiden zum Vaterhaus!
Schwer von Geistern sinken die Wolken,
Dein Arm theilt die Gebilde der Luft,
Tödtlich schallt das Geschrei der Geister,
Hildur komm in das sichere Haus!

Hildur.

Was soll ich im Haus des Vaters?
Schlug nicht Hogne den Gatten?
Traf nicht Hedin's Lanze
Blutig des Vaters Brust?
Hedin, Gatte, du bist gefallen,
Hogne, Vater, du sankst in dem Streit!
Zurück, Alwida, schlinge
Den Arm um die Schwester nicht!
Was soll ich im Haus?
Kehre zurück Schwester,

Dein harret der Bräutgam
Im Königsschmuck,
Dein harren Gesänge
Gürtel und Spangen,
Bräutliche Decken
Und jegliche Wonne
Der jungen Braut!
Hildur's Lust ist im Grauen der Nacht,
Hildur's Schmuck ist der Thau des Grabes,
Hildur's Decke der Nebel der Haide,
Sturmwind heult mir den Brautgesang.

Zurück Alwida, fasse mir nicht
Das Gewand in dem Sturme der Nacht!
Hildur's Zauber beginnt,
Er schreckt die Götter,
Er fesselt Geister,
Er stürzet Wahnsinn
In Menschenbrust.

Empor, Empor!
Hedin, Hedin, empor!
Mit des Herzens Brunst,
Mit der Liebe Gewalt

Bannet dich Hildur's
Nächtlicher Ruf.
Hedin, Schöner, Gram des Mädchens,
Hedin, Lieblicher, Wonne der Braut!
Mit der Sehnsucht Zaubergewalt,
Mit der Treue Todesschwur
Weckt dich Hildur's liebender Ruf.
Hedin, Mächtiger, Lust der Gattin,
Hedin, Schwert in der Wittwe Brust.
Entsteige dem Grab, du Stern der Erde,
Liebliches Wolkenbild, steige herauf,
Schön wie du kamst aus dem Lande der Fremde,
Hildur's Liebe zog dich herbei.

Alwida.

Schwester, Schwester, laß ab!
Taub und fühllos schlummern die Todten,
Lieb' und Klagruf wecket sie nicht!
Nachtthau kühlt der Erschlagenen Wunden,
Sturmwind pfeift in den Binsen der Haide
Ueber den Gräbern das Schlummerlied.

Hildur.

Schweig, Alwida!
Ich banne die Todten

Mit Zaubersang.
Ich weiß die Lieder
Des Zaubervaters.
Ich sing' und es wendet
In der Luft sich der Pfeil,
Ich breche die Ketten,
Die eisernen Banden,
Ich stürze die Felsen
Mit Zaubergesang.
Ich faß' in Wolken
Das Roß der Walkyre
Und reiß' es zur Erde
Mit Zauberliedern.
Ich ängst[illegible] den Mond
Und schüttle vom Himmel
Die Sterne wie Schloßen
Mit Zauberspruch,
Und sollte nicht brechen
Die Pforten Hela's
Und sollte nicht zwingen
Die Geister der Gruft?

Herauf, Herauf!
Hedin, folge dem Liebesruf!

Furchtbar schallet
Der Bann der Todten,
Graunvoll Hildur's Zaubergesang!

Wolan, wolan!
Steig' aus Gräbern
Kühlender Thau,
Verweh' in Nebel.
Ich bann' Erquickung
Hinweg von den Todten;
Ich dorre den Grund
Zu beissender Asche;
Ich schleudre den Bliz,
Den sengenden Strahl,
Mit grimmigem Schmerz
Hinab in das Grab,
Und brenne die Wunden
Der schlafenden Leichen.
Heule, Sturmwind!
Ich banne die Ruh
Von den Gräbern hinweg:
Heul' aus dem Schlaf die Todten
In den Gräbern der Haide.

Hedin, Hedin, herauf!
Folge dem Ruf der Betrübten,
Dich ruft die Gattin,
Zeig ihr noch einmal
Dein süßes Bild!
Soll ich dich zwingen
Mit größrem Zauber?
Soll ich dich bannen
Mit schlimmres Bannes
Wilderer Qual?

Wolan, wolan!
Ich singe die Lieder
Des Zaubervaters,
Die mächtig hallten
In Wola's Grab.

An Hela's Thor
Heulet der Wolf,
Den die Riesenmutter
In Höhlen gebrütet
In der Nacht der Nächte.
Ich breche die Ketten
Dem heulenden Unthier,

Dem Sonnentödter,
Daß Hela zittert
In finstrer Burg.
Nag' an Todten
Du Höllenwolf,
Hauch' in Gräber,
Du Höllendrache,
Den giftgen Hauch,
Zur Pein der Todten.

Zittern die Gräber?
Regt sich der Todte
Mit dem luftigen Schild
Und der mächtigen Lanze
Von Feuergewölk?

Hedin, Hedin, du weilest?
Ich muß dich sehn,
Ich lasse nicht ab.
Den Busen Hildur's
Verzehrt die Sehnsucht,
Mir glüht ein Feuer
Durch Herz und Adern;
Und jedes Zaubers

Wilde Gewalt
Quält mich, die Rufende,
Sprach ich vergebens
Den starken Bann.

Wolan, wolan!
Ich singe die Lieder,
Die wilden Lieder,
Die meine Mutter
Mich einst gelehrt.
So mächtgen Zauber
Kennt Odin nicht.

Herbei, Walkyre, herbei!
Wirke Gewebe
Des Schattenkampfs.
Web' in blutigen Nordschein
Giftge Nebel der Haide!
Sturmwind, reiße das Weberschiff
Hinauf, hinab;
Schüttle das Gewirk,
Es beginnt auf der Haide die Schlacht.
Horch, bang ächzt der Mond,
Dreifach windet sich

Die alte Schlang um ihn,
Und Blut füllt sein Horn.
Hinauf, Walkyre, hinauf!
Schütte den blutigen Todestrank
Auf die Haide der Schlacht.
Ringsum lauren die Schlingen des Tods,
Gewebt ist das Garn der Zwietracht.

Herab, herab,
Von dem Lauf im Gewölk!
Nieder Walkyren
Zum Land der Gräber.
Ich banne den Todten
Die Zwietracht zu.
Stampft mit den Hufen
Der Rosse die Gräber;
Pocht mit den Schäften
Der grimmigen Speere
Die Todten herauf.
Werft das Gewebe,
Das Garn der Zwietracht,
Auf Gräber der Haide
Zum Todtenkampf.

Hab' ich geweckt
Mit dem Zauberlied
Die Bewohner der Gruft?
Sie steigen empor
Auf luftigen Rossen,
Ihr Haar so finster
Wie Donnergewölk,
Ihr Schild wie der Mond;
Nordscheinflammen die Schwerter.

Hedin, Hedin, herbei!
Hildur öffnet die Arme;
Aber du kämpfest
Den Schattenkampf.
Gieriger, wüthender
Schwingst du im Streit
Den Helmspalter empor.
Nach dem Feind allein
Streckst du die Arme,
Nicht gegen Hildur.
Rief ich darum
Den Schatten empor?
Sang ich darum
Den wildesten Zauber,

Den Odin scheuet,
Der Göttervater?

Hedin's Geist.

Geh zu den Riesen,
Du Zauberschwester,
Nicht Hedins Weib.
Du hast mich gebannt
Mit mächtgem Zauber
Der Riesenmutter.
Allnächtlich nun,
— Fluch deiner Kunst! —
Muß ich erwachen
Aus Grabesschlummer.
Allnächtlich muß ich,
— Fluch deinem Zauber! —
Mit Hogne fechten,
Bis Götterdämmrung
Den Zauber bricht.

Hildur.

Und mußt du fechten
Allnächtgen Kampf,

So wohnet Hildur
Auf deinem Grab,
Und sieht dich steigen,
Und sieht dich kämpfen,
Du Wonne Hildurs.
Hinweg, Alwida!
Verlaß die Schwester.
Hier auf der Haide
Wird Hildur wohnen
Bei Hedin's Grab.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Frem

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Apel, Johann August, 1771-1816

Gespensterbuch

Bd.: 2

Leipzig (1811)

P.o.germ. 45-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104657-8